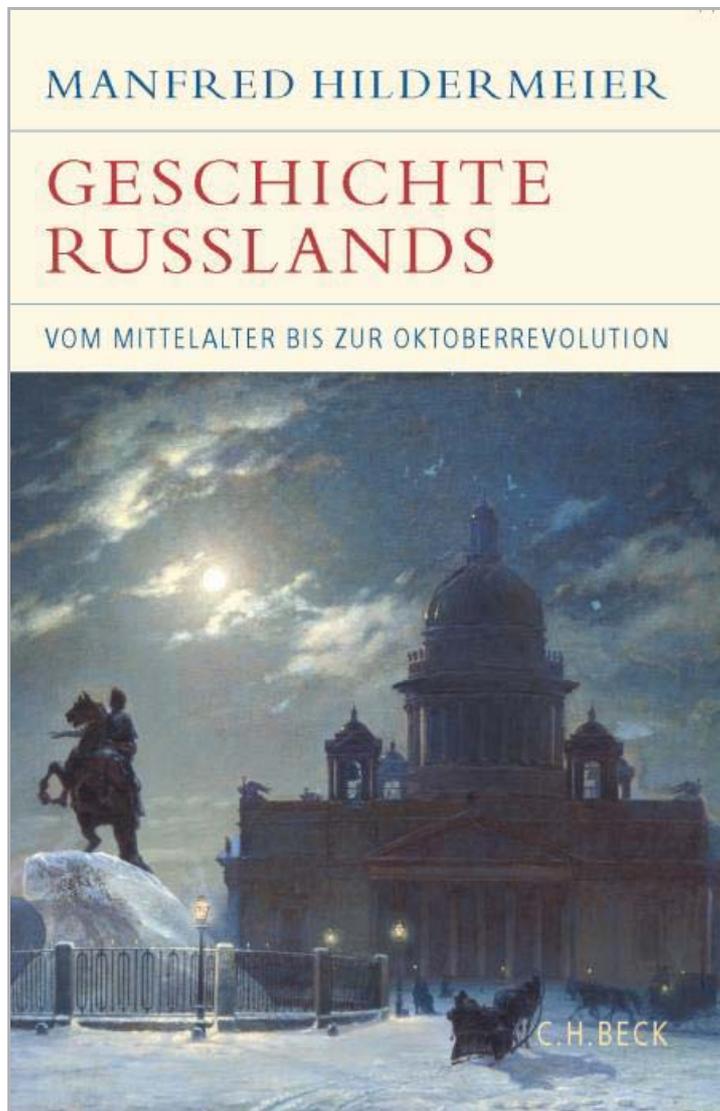


Unverkäufliche Leseprobe



Manfred Hildermeier
Geschichte Russlands
Vom Mittelalter bis zur Oktoberrevolution

2022. 1504 S., mit 11 Karten
ISBN 978-3-406-79398-1

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33933306>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Historische Bibliothek der GERDA HENKEL STIFTUNG

Die Historische Bibliothek der Gerda Henkel Stiftung wurde gemeinsam mit dem Verlag C.H.Beck gegründet. Ihr Ziel ist es, ausgewiesenen Wissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, grundlegende Erkenntnisse aus dem Bereich der Historischen Geisteswissenschaften einer interessierten Öffentlichkeit näherzubringen. Die Stiftung unterstreicht damit ihr Anliegen, herausragende geisteswissenschaftliche Forschungsleistungen zu fördern – in diesem Fall in Form eines Buches, das höchsten Ansprüchen genügt und eine große Leserschaft findet.

Zuletzt erschienen:

Frank Rexroth: Fröhliche Scholastik

Die Wissenschaftsrevolution des Mittelalters

Hartmut Leppin: Die frühen Christen

Von den Anfängen bis Konstantin

Dieter Langewiesche: Der gewaltsame Lehrer

Europas Kriege in der Moderne

Mischa Meier: Geschichte der Völkerwanderung

Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr.

Jill Lepore: Diese Wahrheiten

Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika

Klaus Mühlhahn: Geschichte des modernen China

Von der Qing-Dynastie bis zur Gegenwart

Thomas Höllmann: China und die Seidenstraße

Kultur und Geschichte von der frühen Kaiserzeit bis zur Gegenwart

Gudrun Krämer: Der Architekt des Islamismus

Hasan al-Banna und die Muslimbrüder

Manfred Hildermeier

Geschichte Russlands

*Vom Mittelalter
bis zur Oktoberrevolution*

C. H. Beck

Das vorliegende Werk wurde durch
ein Opus Magnum Stipendium der Fritz Thyssen Stiftung
im Rahmen der Förderinitiative «Pro Geisteswissenschaften»
unterstützt.

*Für Eva, Julia, Clemens
und Gregor*

1. und 2. Auflage. 2013
3. Auflage. 2016

4., durchgesehene Auflage. 2022

Mit 11 Karten (© Peter Palm, Berlin)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: W. I. Surikow, Denkmal Peters des Großen,
Kunstmuseum Krasnojarsk, © Artothek

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 79398 1



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Russland ist eine europäische Macht

(Katharina die Große, 1767)

*Unsere Geschichte vollzieht sich in Europa,
nicht in Asien*

(M. N. Katkov, 1865)

Inhalt

Vorwort	21
Einleitung	23
Erster Teil:	
Die Kiever Rus' (9. Jh. bis 1240)	31
I. Grundlagen und Prägungen	33
II. Staatsbildung: Kriegerkaufleute und Fürsten (9. Jh. – 979)	39
III. «Taufe Russlands» und Blüte des Reiches (980–1054)	48
IV. Prekäre Einheit: Seniorat und <i>patrimonia</i> (1054–1125)	59
V. Zerfall, Verlagerung und Untergang (1125–1240)	64
VI. Wirtschaftliche Grundlagen und soziale Verfassung	77
1. <i>Wirtschaft</i>	77
Handel 77 Handwerk 80 Landwirtschaft 81	
2. <i>Gesellschaft: Gefolgschaftsadel, Städter, Bauern</i>	83
Demographische Grundlagen 83 Gefolgschaftsadel und Bo- jaren 84 Bauern und Sklaven 88 Städte und «Bürger» 92	
VII. Materielle und geistige Kultur	96
1. <i>Materielle Kultur, Lebensweise und Alltagsglaube</i>	96
Häuser 96 Kleidung 100 Ernährung 101 Familie und Ge- meinschaft 103 Alltagsglaube 105	
2. <i>Geistige Kultur</i>	108
Schriftlichkeit 108 Gelehrsamkeit und Literatur 109 Gesetz- bücher und Rechtsordnung 114 Schule und Bildung 116 Ar- chitektur 118	
Kennzeichen des Kiever Staates	121

Zweiter Teil:	
Mongolische Oberherrschaft und Aufstieg Moskaus (1240–1533)	125
VIII. Rus' Mongolica (1240–1304)	129
IX. Der «Aufstieg Moskaus» (1304–1462)	132
Moskau und Tver' 132 Mögliche Gründe des Sieges 135 Erster Triumph und Konsolidierung 138 Bruderzwist und Durchsetzung der Primogenitur 148	
X. Die Entstehung der Autokratie (1462–1533)	153
Territoriale Expansion 153 Ende der mongolischen Oberherrschaft 159 Zurückdrängung Litauens 162 Festigung der inneren Herrschaft 164 Anfänge einer zentralen Verwaltung und erste Dienstgüter 169 Vasilij III.: Pskov und Smolensk 173 Innere Politik 176	
XI. Wirtschaft zwischen Erholung und Rückschlägen	179
Kolonisation und Landwirtschaft 179 Handel, Handwerk und Städte 182	
XII. Gesellschaft zwischen Unabhängigkeit und Bindung	185
Fürsten, Bojaren und Adel 185 Bauern und Dorfgemeinde 192 Unfreie 194 Stadtbewohner 195	
XIII. Materielle und geistige Kultur: Alltag, Kirche, Kunst	199
1. <i>Alltag</i>	199
2. <i>Kirche und Frömmigkeit</i>	201
Kirche und weltliche Macht 202 Aufstieg der Klöster 204 Die Debatte um klösterlichen Landbesitz 206 Faktische Unabhängigkeit und politisch-religiöse Ideologien 211 Volksfrömmigkeit 215	
3. <i>Ästhetische Künste</i>	217
XIV. Langsame Rückkehr in den Horizont europäischer Politik	223
Prägungen: Mongolisches Erbe, Feudalismus und Moskauer Reich .	226
Dritter Teil:	
Das Moskauer Reich (1533–1689)	235
XV. Reform und Terror: Ivan der Schreckliche (1533/47–1584) .	239
Bojarenfehden und Ivans Jugend (1533–1547) 239 Krönung und gute Jahre (1547–1560) 240 Wahn, <i>opričnina</i> und Terror (1560–1581) 247 Ivans Thronverzicht und letzte Herrschafts-	

jahre 267	Triumph und Scheitern: Die Eroberung von Kazan' und der Livlandkrieg	269	Ivans Tod und Hinterlassenschaft	278
XVI.	Herrschaftskrise, Adelsfehde und Bürgerkrieg (1584–1613)	281	Bestrittene Legitimität: Godunov und der erste Pseudo-Dmitrij (1584/1598–1606)	283
	Aufstand der Peripherie und nationaler Widerstand (1606–1613)	292		
XVII.	Restauration und klassische Jahre des Moskauer Reichs (1613–1689)	303		
	1. <i>Neubeginn durch Wiederanknüpfung (1613–1645)</i>	303		
	2. <i>Die Moskauer Autokratie im Zenit (1645–1676)</i>	309	Städtische Unruhen und <i>Uloženie</i>	309
	Der Aufstand Razins	314	Festigung der Autokratie und administrativer Ausbau	315
	Anschluss der Ukraine und russisch-polnische Kriege (1654–1667)	318		
	3. <i>Vorläufer des Neuen: Fedor und Sof'ja (1676–1689)</i>	326	Herrschaft und Reformen Fedors	327
	Strelitzenaufstand und Regentschaft Sof'jas	331	Kriegführung und Sturz	335
XVIII.	Autokratische Gesellschaft (1533–1689)	338	Vereinheitlichung des Adels	339
	Bäuerliche Leibeigenschaft	347	Städtische Lastenverbände	358
XIX.	Naturalwirtschaft, erste manufakturielle Rohstoffgewinnung und ausländische Unternehmer (16./17. Jh.)	364	Landwirtschaft	364
	Grundbesitz und Gutswirtschaft	366	Bäuerliche Gewerbe und frühe Rohstoffindustrie	368
	Handel	372		
XX.	Materielle und geistige Kultur: Alltag, Kirche und erste Blicke nach Europa	377	Alltag	378
	Verhaltensweisen und Normen	380	Staatskirche und Schisma	383
	Kunst, Bildung und westliche Einflüsse	394		
	Die Epoche im Rückblick	401		

Vierter Teil:	
Absolutismus, aufgeklärte Reformen und imperiale Machtentfaltung (1689–1796)	
	405
XXI. Europa als Modell: Peter der Große – Krieg und Reformen (1689–1725)	
	410
1. <i>Jugend und Große Gesandtschaft</i>	411
2. <i>Der Große Nordische Krieg (1700–1721)</i>	415
3. <i>Innere Reformen</i>	431
Die neue Armee 434 Verwaltungs- und Regierungsreformen 437	
4. <i>Das Drama um Aleksej und Reform als Gewalt</i>	452
XXII. Dynastische Verwirrung und Palastrevolten (1725–1762) . .	
	459
Katharina I. 460 Peter II. 463 Sukzessionskrise und das Scheitern oligarchischer Mitregierung (1730) 464 Die Herr- schaft Anna Ivanovnas 469 Zwischenspiel: Ivan VI. 473 Eli- zaveta Petrovna 475 Peter III. und erneuter Umsturz 484	
XXIII. Reformabsolutismus: Katharina die Große (1762–1796) . .	
	490
1. <i>«Panin-Plan» und erste Reformen</i>	491
2. <i>«Große Instruktion» und Gesetzbuchkommission</i>	496
3. <i>Krisen: Pestepidemie und Pugačevščina</i>	506
4. <i>Die großen Reformen</i>	515
Gouvernementsreform 515 Adels- und Stadturkunde 522	
5. <i>Imperiale Großmacht I: 1762–1774</i>	527
Intervention in Polen 529 Russisch-türkischer Krieg und erste Teilung Polens 531	
6. <i>Imperiale Großmacht II: 1774–1791</i>	536
Eroberung der Krim und Bündnis mit Österreich 536 Neuer russisch-türkischer Krieg 541 Zweite und dritte Teilung Polens 545	
XXIV. Expansion und Vielvölkerreich im 17. und 18. Jahrhundert	
	549
XXV. Absolutistische Gesellschaft: Korporationen zwischen staat- lichem Zwang und selbstreguliertem Dienst (1689–1796) . .	
	562
1. <i>Bevölkerungswachstum und ständisch-soziale Struktur</i> .	563
2. <i>Der Adel – von der Dienstklasse zum privilegierten Stand</i>	567
Rangtabelle 570 Aufhebung der Dienstpflicht 573 Adelspri- vileg 579 Soziale Struktur 581	
3. <i>Bauern: staatliche Ansprüche und grundherrliche Ver- fügungsgewalt</i>	585
Bauernkategorien und ihre rechtlich-fiskalischen Pflichten 586 Kopfsteuer und Umteilungsgemeinde 594 Daten zur Ent- wicklung und Struktur 599	

4. <i>Die Stadt: von der Beisassengemeinde zum bürgerlichen Stand</i>	602
Demographischer Anteil, Struktur und Dienste 602	
Gildenreform und Stadtordnung 608	
XXVI. <i>Wirtschaft: Zenit der Leibeigenschaft und industrieller Aufschwung (1689–1796)</i>	615
Landwirtschaft 616	
Neue Industrie 620	
Außenhandel und Zollpolitik 627	
Binnenhandel 630	
Finanzwesen 631	
XXVII. <i>Kultur und Lebensweise: Zwangseuropäisierung und sektorale Assimilation (1689–1796)</i>	633
1. <i>Bildung und Wissenschaft</i>	634
Peters Schulreformen 634	
Akademiegründung und nachpetrinisches Bildungswesen 637	
Beckojs Erziehungsplan und Smol'nyj-Institut 640	
Grundlegung eines allgemeinen staatlichen Schulwesens 643	
Neue Fürsorge für die Akademie 646	
2. <i>Buchdruck und publizistische Öffentlichkeit</i>	648
Säkulare Presse und Schrift 648	
Moralische Wochenschriften und privates Verlagswesen 650	
3. <i>Katharinas Aufklärung und die Entstehung radikaler Kritik</i>	652
4. <i>Architektur und Kunst</i>	656
5. <i>Alltagsleben und materielle Kultur</i>	662
Traditionales Dorf 662	
Langsamer Wandel der Städte 666	
Europäischer Adel 669	
6. <i>Kirche und Religion</i>	673
Abschaffung des Patriarchats und Kirchenreform 674	
Peters «Saufsynode» 677	
Klosterreform und erfolglose nachpetrinische Kritik 678	
Katharinas Toleranzpolitik 680	
Arrangement mit dem Alten Glauben 682	
Ständische Abschließung des Klerus 684	
Das 18. Jahrhundert im Rückblick	690
Fünfter Teil:	
Halbherzige Reformen und verpasster Anschluss – vom Sieger zum Besiegten (1796–1855)	695
XXVIII. <i>Kasernenabsolutismus: Paul I. (1796–1801)</i>	699
XXIX. <i>Autokratischer Idealist: Alexander I. (1801–1825)</i>	706
1. <i>Reformüberschwang und -wirklichkeit (1801–1812)</i>	707
Senatsreform, Ministerialverfassung und zaghafte Leibeigenschaftsregulierung 708	
Der Plan einer Reichsreform 713	
Speranskijs Sturz 718	

2.	<i>Außenpolitik: Niederlage und Triumph (1801–1815)</i>	720
	Dritte Koalition und Austerlitz 721 Der Friede von Tilsit und seine Erosion 724 Napoleons Desaster in Russland 729 Der Zar in Paris und Wien 736	
3.	<i>Reformernüchterung und antiliberale Politik (1815–1825)</i>	740
	Neues Verfassungsprojekt und Plan zur Aufhebung der Leibeigenschaft 740 Die Militärkolonien 744 Repressive Politik und Herrschaftsende 746	
4.	<i>Außenpolitik: nationale Erhebungen und die Umwandlung der Heiligen Allianz (1815–1825)</i>	748
XXX.	Programmatische Autokratie und minimale Reformen: Nikolaus I. (1825–1855)	750
1.	<i>Die Dekabristen und ihr Aufstand</i>	751
	Frühgeschichte 752 Nord- und Südbund 755 Dilettantischer Aufstand und Strafgericht 760	
2.	<i>Autokratie als System: Herrschaft und innere Politik unter Nikolaus I.</i>	763
	Höchsteigene Kanzlei und «Dritte Abteilung» 763 Geheime Reformpläne 768 Die Armee 773 Doppelte Bilanz 774	
3.	<i>Außenpolitischer Absturz (1826–1856)</i>	777
	Neuer Türkenkrieg und Friede von Adrianopel 778 «Pazifizierung» Polens, osmanische Krise und Arrangement mit Großbritannien 781 Intervention in Ungarn 1849, Isolation und Krimkrieg 784	
XXXI.	Gesellschaft und Wirtschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts	794
1.	<i>Gesellschaft</i>	795
	Adel 795 Bauern 802 Die Stadt und ihre Bewohner 804 «Leute verschiedener Ränge» 812	
2.	<i>Wirtschaft</i>	813
	Kustargewerbe und «Proto-Industrialisierung» 813 Rolle des Alten Glaubens und ausländischer Einflüsse 817 Wanderarbeit 820 Industrielle Entwicklung wider Willen 821	
XXXII.	Kultur zwischen Kontinuität, konservativer Reform und den Anfängen radikaler Opposition	828
1.	<i>Materielle Kultur</i>	830
	Landgüter 830 Städtisches Leben 834 Bäuerliche Welt 836	
2.	<i>Schulen und Universitäten</i>	838
	Schulreform und neue Universitäten 839 Uvarovs Balance zwischen staatlicher Kuratel und universitärer Autonomie 844	
3.	<i>Selbstfindung: russische Identität zwischen West und Ost</i>	850

Karamzin und der neue Konservatismus 852 «Offizielle Nationalität» unter Nikolaus I. 854 Grundpositionen slavophiler Geschichtstheorie 855 «Westlertum» und frühe «Liberale» 858 Herzens «russischer Sozialismus» 864 Erste Revolutionäre 867	
4. <i>Kirche und Religion</i>	868
Aufwertung der Orthodoxie 868 Altgläubige Konkurrenz 870 Erfolgreiche Reformen 873	
 Die Jahrhunderthälfte im Rückblick	 876
Sechster Teil:	
Reformen und Revolutionen: Wiederaufstieg, Verwestlichung und Untergang des Zarenreichs (1855–1917)	879
 XXXIII. Innere Politik zwischen Neuerung und Tradition: Reformen, revolutionäre Bewegung und konservative Wende (1855–1894)	 884
1. <i>Die Aufhebung der Leibeigenschaft</i>	884
Memoranden und Vorbereitungskomitees 884 Das Befreiungsstatut 891 Die Praxis der Bestimmungen 895	
2. <i>Die Zemstvo-Reform</i>	899
Beweggründe und Interessen 900 Das Errichtungsgesetz 906 Praktische Umsetzung und erste Konflikte 909	
3. <i>Justizreform</i>	914
Bestehende Mängel und Motive 914 Liberale Neuordnung und ihre Probleme 917	
4. <i>Stadtreform</i>	923
St. Petersburger und Moskauer Vorläufer 924 Städtische Selbstverwaltung 927 Die Praxis der ersten Jahrzehnte 929	
5. <i>Armeereform</i>	934
6. <i>Die Anfänge der revolutionären Bewegung</i>	941
Černyševskij und die erste <i>Zemlja i Volja</i> 942 Terroristisch-jakobinische Strömungen 943 <i>Narodničestvo</i> und zweite <i>Zemlja i Volja</i> 945 <i>Narodnaja Volja</i> und Zarenmord 951	
7. «Krise der Selbstherrschaft»?	952
8. «Gegenreformen»?	954
Die Einführung der «Landeshauptleute» 954 Neues Zemstvo-Statut 957 Reform der Stadtverwaltung 959	
 XXXIV. Autokratie in der Defensive: Liberal-sozialer Aufstand, Konstitutionalismus und Februarrevolution (1894–1917) . .	 962
1. <i>Liberale Sammlung</i>	966
2. <i>Revolutionäre Differenzierung und Parteibildung</i>	974
Sozialdemokraten 975 Sozialrevolutionäre 987	

3. <i>Autokratischer Starrsinn</i>	995
4. <i>Revolutionäre Erschütterung und konstitutionelle Reform (1905–1907)</i>	997
Massenmobilisierung 998	
Liberale Reaktion und ›Sortierung‹ 1001	
Bulygin-Duma und Spaltung der Liberalen 1006	
Gewerkschaftsbewegung und revolutionäre Parteien 1009	
Generalstreik 1011	
Oktobermanifest und Kabinettsbildung 1015	
Der Petersburger Arbeiterrat und sein Ende 1016	
Peripetie: der Moskauer Aufstand 1018	
Gewalt der Straße und Rechtsextremismus 1020	
Bauernaufstand 1022	
Neue Ordnung, Wahlgesetz und Verfassung 1030	
Die Erste Duma und ihre Auflösung 1036	
Strafgericht und Stolypinsche Agrarreform 1042	
Die Zweite Duma 1046	
Erneute Auflösung und Wahlrechtsänderung 1049	
5. <i>Konstitutionelle Autokratie (1907–1914)</i>	1050
Kooperation mit Hindernissen 1051	
Autokratischer Pyrrhussieg und enttäuschte Parteien 1056	
6. <i>Überlast und Untergang (1914–1917)</i>	1059
Zemgor, Progressiver Block und intransigente Monarchie 1061	
Versorgungskrise und Februarrevolution 1067	
7. <i>Doppelte Polarisierung und die Ursachen von Untergang und Revolution</i>	1076
XXXV. Außenpolitik: Rückkehr als Großmacht – zweiten Ranges (1856–1917)	1084
1. <i>Begrenzter Wiederaufstieg (1856–1890)</i>	1085
Deutsch-russisches Arrangement und Aufweichung der Pontusklausel 1086	
Neuer Türkenkrieg, Berliner Kongress und wachsende Irritationen 1088	
2. <i>Umworbener Partner: zwischen Deutschland und seinen Gegnern (1890–1914)</i>	1097
Wendung nach Frankreich und Handelsvertrag mit Deutschland 1099	
Ergebnislose Monarchenbegegnungen 1102	
Bosnienkrise und definitive Konfrontation 1104	
Imperialismus als Kompensation: Russland in Asien 1112	
3. <i>Europäischer Krieg: 1914–1917</i>	1119
Der falsche Krieg 1120	
Unnatürliche Allianz 1124	
Krieg und Revolution 1126	
XXXVI. Wirtschaft: Aufbruch in die Moderne (1861–1917)	1129
1. <i>Landwirtschaft</i>	1131
Die liberale Deutung und ihre Korrektur 1131	
Zähe Male der Rückständigkeit 1134	
2. <i>Industrie</i>	1139
Entwicklungsstrategie und Rolle des Bahnbaus 1140	
Ausländisches Engagement 1145	
Wachstumsraten und Struktur 1147	
Was bleibt vom Rückständigkeitsmodell? 1154	

XXXVII. Gesellschaft im Umbruch (1860–1917)	1157
1. <i>Adel: Niedergang oder erfolgreiche Anpassung?</i>	1158
Landverkauf und adelige Unternehmer 1159 Militär- und Staatsdienst 1163	
2. <i>Bauern: demographisches Wachstum und Mobilität</i> . . .	1171
Demographisches Wachstum 1172 Klassenbildung oder zyklische Mobilität? 1177 Mentaler Wandel 1181	
3. <i>Otchod und die Entstehung einer Arbeiterschaft</i>	1183
«Erbliche» Saisonarbeit 1184 Struktur und Charakter der Arbeiterschaft 1189 Urbanisierung, Elendsviertel und Lohn-differenzierung 1193 Fabrikgesetze und Arbeiterschutz 1197 Grenzen des Paternalismus 1202	
4. <i>Stadtgesellschaft: Dekorporierung und die Entstehung einer Unternehmerschaft</i>	1207
5. <i>Intelligenz: transstädtische Elite zwischen Profession und Staat</i>	1218
Daten zur Entstehung 1220 Soziale Herkunft im Wandel 1224	
6. <i>Die jüdische Frage: misslungene Integration und Diskriminierung</i>	1227
Rückblick: versuchte Gleichstellung und Zwangsassimilation 1227 Liberalisierung im Geist der «Großen Reformen» 1234 Die Wende von 1881: Pogrome und antijüdische Diskriminierung 1236	
XXXVIII. Kultur: Öffnung zur modernen Welt (1860–1917)	1243
1. <i>Bildungswesen: Öffnung und Breitenqualifikation</i>	1244
Liberalisierung und beginnende Umkehr 1245 Autoritäre Wende und ständische Abschließung 1247 Studentenunruhen, Hochschulrevolution und Pazifizierung 1250 Stille Entwicklung der Gymnasien 1254 Elementarbildung 1255 Daten zur Alphabetisierung 1259	
2. <i>Öffentlichkeit: vom Salon zur Massenpresse</i>	1261
Zunehmende Wirkungslosigkeit der Zensur 1263 Revolution und Meinungspluralismus 1265 Sytin – Verleger und Pressezar 1268	
3. <i>Kirche und Religion</i>	1269
Standes- und Bildungsreform 1271 Die Krise von 1905: oppositionelle Popen und staatskritischer hoher Klerus 1276 Ungebrochene Religiosität der Bevölkerung 1279	
4. <i>Materielle Lebenswelt: Sog der Städte und westlicher Komfort</i>	1282
«Adelsnester» – ein «langer Abschied» 1283 Bauern: «Weggang» und Wandel 1287 Städtische Modernisierung und Bürgerkultur 1293	
5. <i>Am Ende der Einbahnstraße? «Naturalisierte» Ideologien und ästhetischer Export</i>	1308

Schluss:	
Rückständigkeit neu gesehen: zwischen Transfer und Verflechtung	1313
1. <i>«Meister»-Interpretationen</i>	1315
Der «unzivilisierte» Norden 1315 Relative Rückständigkeit und ihr Privileg 1318 Modernisierungskritische Einwände 1320	
2. <i>Versuch einer Neudeutung</i>	1323
Chronologischer «Katalog» 1324 Systematischer «Katalog» 1340	

Anhang

Stammtafeln	1349
Abkürzungen	1351
Anmerkungen	1353
Glossar	1417
Zitierte Literatur	1421
Ortsregister	1465
Personenregister	1473
Sach- und Begriffsregister	1490

Verzeichnis der Tabellen:

Tabelle 1: Männliche Bevölkerung in Russland in den Grenzen der 1. Revision 1719–1857 (Revisionsdaten)	565
Tabelle 2: Bevölkerungswachstum im Russischen Reich, 17. Jh. bis Anfang 20. Jh. (tatsächliche Bevölkerung)	565
Tabelle 3: Soziale Struktur der Bevölkerung im Europäischen Russ- land ohne Polen und Finnland, 17. Jh. bis Anfang 20. Jh.	566
Tabelle 4: Soziale Struktur der Bevölkerung im Europäischen Russland ohne Polen und Finnland, 17. Jh. bis Anfang 20. Jh.	566
Tabelle 5: Schichtung der Gutsherren nach der Anzahl ihrer Leib- eigenen im Europäischen Russland ohne Polen und Finnland in den Jahren 1678, 1727, 1777, 1833 und 1857	583
Tabelle 6: Anzahl der Gutsbesitzer nach Schichten auf dem Terri- torium des Europäischen Russland in den Grenzen von 1719	583

Tabelle 7: Die bäuerliche Bevölkerung Russlands, 1600–1917 . . .	600
Tabelle 8: Bauern nach Kategorien ihrer Zugehörigkeit, 1719–1857	601
Tabelle 9: Schichtung der Bauernschaft im Europäischen Russland, 1495–1860	601
Tabelle 10: Soziale Struktur der russischen Beisassengemeinde 1764	604
Tabelle 11: Freie Lohnarbeiter in privaten Manufakturen des 18. Jahrhunderts	626
Tabelle 12: Soziale Herkunft der Textilunternehmer, 1700–1799 . .	627
Tabelle 13: Schichtung des Adels nach Leibeigenenbesitz im Europäischen Russland 1858	796
Tabelle 14: Anteil der Leibeigenen an der Gesamtbevölkerung Russlands	804
Tabelle 15: Prozentanteil der städtischen Bevölkerung im Europäischen Russland	805
Tabelle 16: Sozialstruktur der städtischen Bevölkerung im Europäischen Russland 1782, 1808, 1811, 1858 und 1897	807
Tabelle 17: Veränderung der bäuerlichen Landzuteilung und Zinslast bei Überführung in den Status «temporär Verpflichteter»	897
Tabelle 18: Auslandskapital in Industrie und Bankwesen Russlands, 1880–1915	1147
Tabelle 19: Struktur und Wachstum des russischen Nationaleinkommens, 1883–1913	1149
Tabelle 20: Mechanische Antriebskraft in der russischen Industrie, 1887–1908	1150
Tabelle 21: Landwirtschaftsfläche nach ständischer Zugehörigkeit der Erwerber, 1863–1909	1161

Tabelle 22: Abnahme der Landwirtschaftsfläche in Adelsbesitz, 1862–1914	1161
Tabelle 23: Erbliche Adelige im Offizierskorps des Russischen Reichs, 1864 und 1897	1164
Tabelle 24: Erbliche Adelige im Zivildienst, 1755–1897	1167
Tabelle 25: Landbesitz der Inhaber der obersten vier Ränge, 1858–1902	1168
Tabelle 26: Landbesitz der höchsten Ranginhaber nach ihren Funktionen im Staatsapparat, 1902	1169
Tabelle 27: Bevölkerungszuwachs 1678–1897	1173
Tabelle 28: Bevölkerungswachstum im Europäischen Russland (50 Gouvernements) 1861–1913	1173
Tabelle 29: Quantitative Entwicklung der russischen Arbeiterschaft 1860–1913	1189
Tabelle 30: Lohnarbeiter im Zarenreich 1860 und 1913 nach Branchen	1190
Tabelle 31: Arbeiter in Russland 1913 nach Sektoren	1190
Tabelle 32: Städtische und ländliche Bevölkerung im Europäischen Russland (ohne Polen und Finnland), 1869–1914	1194
Tabelle 33: Ständische Herkunft der Studenten des Russischen Reichs, 1880, 1906 und 1914	1225
Tabelle 34: Entwicklung der Elementarschulbildung: einige Wachstumsindikatoren in Stadt und Land 1856–1911	1257
Tabelle 35: Zahl der dörflichen Elementarschulen, 1879–1914	1257
Tabelle 36: Russischsprachige Periodika im Zarenreich, 1871–1913	1268
Diagramm: Durchschnittliche Zuwächse des Eisenbahnnetzes 1859–1913	1142

Verzeichnis der Karten

Karte 1: Die Kiever Rus', 1054–1237	40
Karte 2: Der Aufstieg des Großfürstentums Moskau, 1300–1462 . .	134
Karte 3: Die Expansion des Moskauer Staates, 1462 bis Ende des 16. Jahrhunderts	154–155
Karte 4: Vom Moskauer Reich zum Imperium, 1618–1725	305
Karte 5: Die russische Expansion in Europa, 1722–1796	528
Karte 6: Die Eroberung Sibiriens im 17. Jh.	551
Karte 7: Die Eroberung der Länder der Goldenen Horde (16.–18. Jh.)	553
Karte 8: Die Balkanländer 1815–1878	779
Karte 9: Regionen und Gouvernements im Europäischen Russland um 1850	822
Karte 10: Die Balkanländer 1878–1915	1090
Karte 11: Russland 1801–1914	1114–1115

Vorwort

Viele Bücher enden anders, als bei ihrem Beginn geplant. Das vorliegende sollte eine Studie über Russlands Verhältnis zu jener Region werden, die aus russischer Sicht Westeuropa hieß und alle Länder jenseits von Polen meinte. Allerdings war von vornherein daran gedacht, sie nicht auf auswärtige Beziehungen zu beschränken. Vielmehr sollte ihr Fokus auf dem liegen, was einmal in einem breiten Sinn unter Verfassungs- und Strukturgeschichte verstanden wurde: auf den Besonderheiten der russischen Entwicklung wie der Autokratie, die anderes war als der Absolutismus, eines Adels, der nicht nach Mitsprache strebte, sondern sich über den Herrscherdienst definierte, der Leibeigenschaft, die der Gutswirtschaft verwandt, aber doch eine spezifische Variante war, einer Kirche, die sich nie als Gegenpol zur weltlichen Macht verstand, einer Stadt, die Herrscher und Staat in grundsätzlich ähnlicher Weise zu Diensten stand wie das Dorf, und auf anderem mehr.

Schnell zeigte sich, dass diese Absicht im Rahmen einer auf die späte Neuzeit begrenzten Abhandlung nicht einzulösen war. Was die «großen» Herrscher des 18. Jahrhunderts zu ändern suchten, behauptete sich trotz mehrfacher tiefgreifender Reformen nicht zuletzt deshalb noch lange, weil es sich über Jahrhunderte herausgebildet hatte. Russland war, anders als einige Aufklärer meinten, keine *tabula rasa*, sondern im Gegenteil ein Land, dessen Tradition sich als *starina* beinahe des Ranges einer Letztbegründung erfreute. Und auch «sektoral», hinsichtlich der «synchronen» Dimensionen der historischen Wirklichkeit, erwies es sich als unvertretbare Amputation, allzu viel auszublenden. Nicht zuletzt die materielle Kultur, die von der Geschichtswissenschaft erst in jüngster Zeit entdeckt worden ist, stellte sich als Bereich heraus, dem mit Blick auf Russlands Verhältnis zu Westeuropa beinahe eine Schlüsselfunktion zufällt. Im Ergebnis entstand ein Manuskript, das kaum in einem Zuge gelesen werden wird, aber hoffentlich annähernd überzeugend den Anspruch erheben kann, alle wesentlichen Aspekte seines Leitthemas über den Gesamtzeitraum der russischen Geschichte vor 1917 zu berücksichtigen.

Seine Länge ist dabei auch dem Umstand geschuldet, dass es, wie schon die «Geschichte der Sowjetunion», versucht, die nötige Information mit den dazugehörigen Deutungen möglichst ausgewogen zu präsentieren und dennoch mit der eigenen Auffassung nicht hinterm Berg zu halten. Entgegen der Neigung jüngerer Sachbücher zu entschieden Positionen und Formulierungen liegt mir sehr an der «objektiven» Präsentation der Abläufe

und Interpretationen, auch wenn sie epistemologisch nie mehr sein kann als eine Art ‹kategorischer Imperativ› wissenschaftlicher Vernunft. Dies in verständlicher Prosa zu tun, verlangt jene Gratwanderung der Formulierung, die Ingeborg Bachmann in das luzide Bonmot gekleidet hat: ‹Gut gesagt, ist halb gelogen.› Wer dieses Problem nicht hat, entsorgt immer auch ein Stück Differenzierung.

In den gut acht Jahren, in denen dieses Buch entstanden ist, haben mich viele Personen und Institutionen unterstützt. Allerdings bringen es die Veränderungen (nicht nur) an der Georgia-Augusta mit sich, dass mein Dank zum Teil verhalten ausfällt. Die Universität hat mir zwar aus Mitteln der Exzellenzinitiative ein zusätzliches Forschungssemester gewährt. Leider hat sie aber im Zuge ihrer Mutation zum Projektbetrieb die sog. leistungsorientierte Mittelvergabe an Kriterien geknüpft, die kontinuierliche Kleinproduktion prämiieren, aber größere, mit einer längeren, stillen Inkubationszeit verbundene Vorhaben wie das vorliegende bestrafen; im Endeffekt habe ich in wenigen Jahren über die Hälfte der Hilfskraftmittel verloren. Das Seminar hat eine lange, vertretene Abwesenheit und meine Konzentration auf das Manuskript zwar hingenommen, Osteuropa aber, zuletzt auch räumlich, in jene Ecke der Marginalität gedrängt, die für die nichtdeutsche Geschichte ungeachtet aller Bekenntnisse zur transnationalen Geschichte meist nur übrig gelassen wird.

Ohne Einschränkung habe ich anderen Helfern und Förderern zu danken. Mehrere ‹Generationen› von Hilfskräften haben zahllose Bücher besorgt und kaum weniger Daten, Namen, Gesetze u. a. recherchiert. Das war besonders in jenen drei Semestern voller Konzentration auf das Projekt der Fall, die mir die Thyssen-Stiftung im Rahmen des ‹Opus magnum›-Programms ermöglicht hat. Besonders verpflichtet bin ich dem wohl besten Kenner der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Geschichte Russlands; Carsten Goehrke war so großzügig, die ersten drei Teile zu lesen und mich Neuzeitler vor manchen peinlichen Irrtümern zu bewahren. Riesigen Dank schulde ich den Mitarbeitern des Verlags C. H. Beck, besonders Petra Rehder, die das Manuskript mit äußerster Sorgfalt einfühlsam redigiert und bei der Erstellung der Register maßgeblich geholfen hat, sowie Janna Rösch, die Stapel von Korrekturfahnen geprüft und (im Gegensatz zu mir) nicht durcheinander gebracht hat. Alles andere als selbstverständlich ist schließlich die Drucklegung eines so umfangreichen Manuskripts überhaupt; für die Entscheidung, dies trotz geringer ‹Marktchancen› zu wagen, bin ich dem Cheflektor Detlef Felken und der Henkel-Stiftung überaus verpflichtet. Der größte Dank aber gilt, wie immer, meiner Frau, die oft allein ins Kino gehen musste. Ihr und unseren während der Arbeit erwachsen gewordenen Kindern sei auch dieses Buch gewidmet.

Göttingen, im Januar 2013

Einleitung

Jedes Buch sollte sagen, was es will. Gesamtdarstellungen mit begrenztem Umfang sind um so eher dazu angehalten. Sie können in der Sache selten Neues bringen, ihr «Mehrwert» muss primär in der Interpretation und im Zugriff, in der Auswahl aus der Überfülle des Stoffes und in seiner Präsentation liegen. Dieser Genrecharakter öffnet das Tor, durch das der vielzitierte Zeitgeist mit den Errungenschaften oder auch nur Vorlieben einer Generation und einer bestimmten politisch-kulturellen Situation eintreten kann. Nicht nur neue Funde und Erkenntnisse geben periodisch – eigentlich jeder Generation – Anlass, historische Darstellungen neu zu schreiben, sondern auch ihre methodisch-erkenntnistheoretische Eigenart. Anders als in den Naturwissenschaften vollzieht sich geisteswissenschaftlicher Fortschritt nicht primär linear. Vielmehr bewegt er sich spiralförmig, kommt häufig auf alte Gegenstände und Untersuchungsfelder zurück, betrachtet sie aber jedesmal aus einer anderen Perspektive und von einer anderen Höhe aus. In neokantianischen Kategorien gesagt, verbirgt sich dahinter die komplizierte Beziehung zwischen «Wirklichkeit» und «Wertideen». Selten ist sie plastischer und treffender formuliert worden als in jenem bekannten Bild vom Licht der «Wertideen», das «jeweils auf einen stets wechselnden endlichen Teil des ungeheuren chaotischen Stromes von Geschehnissen» fällt, «der sich durch die Zeit wälzt».¹

Die letzte deutschsprachige Gesamtdarstellung, die mehrere Generationen von Fachleuten und sonstigen Interessenten geprägt hat, datiert aus einer Zeit, als die wissenschaftliche historische Osteuropaforschung noch kaum begonnen hatte und die Teildisziplin der Osteuropäischen Geschichte an den Universitäten gerade erst Gestalt annahm.² Dies hat zu dem verbreiteten Eindruck beigetragen, dass ein neuer Versuch überfällig sei. In jüngster Zeit sind mehrere, nach Anspruch und methodisch-inhaltlicher Akzentsetzung unterschiedliche (überwiegend auch die Sowjetzeit einschließende) unternommen worden.³ Das vorliegende Buch gehört ebenfalls dazu.

Was es leisten soll, ergibt sich aus dieser Sachlage von selbst. Es soll die russische Geschichte von ihren Anfängen bis zur Oktoberrevolution in gedrängter Form darstellen und dabei weder die Lesbarkeit noch den Informationsstand des interessierten Laien als exemplarischen Adressaten aus den Augen verlieren. Es soll die spezifischen Entwicklungen und Gestalten der russischen Geschichte hervorheben und dabei die Forschungs-

interessen und -methoden der letzten Jahrzehnte insofern aufnehmen, als es deren Untersuchungsfelder und Ergebnisse gebührend berücksichtigt. In jeder dieser Hinsichten soll es eine Synthese anstreben, die ihre Aufgabe nicht als Meinungslosigkeit missversteht und sich nicht auf bloße Fakten zurückzieht. Vielmehr sieht es sein Ziel darin, balanciert Stellung zu beziehen und dabei Grundprobleme aufzugreifen, die kaum zufällig nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion neue Aktualität gewonnen haben.

Dazu zählt allen voran die Gretchenfrage der russischen Geschichte insgesamt: die nach ihrem Verhältnis zu Europa, das spätestens seit Beginn des 18. Jahrhunderts als eines der Rückständigkeit verstanden wurde. Was immer man von diesem Begriff und der Betrachtungsweise hält, die sich damit verbindet – die Einsicht, dass seine bloße Zurückweisung und Ignorierung nicht weiterhilft, sollte ein Gemeinplatz sein. Sie gehört daher zu den Prämissen und Antrieben der vorliegenden Darstellung. Rückständigkeit ist nicht nur eine historiographische Interpretationsfigur, sondern wurde auch zu einer Kategorie der Selbstwahrnehmung der russischen Eliten und zur Leitidee vieler Reformen. So gesehen avancierte sie nicht nur zu einem Quellen-, sondern sogar zu einem «Grundbegriff» der «geschichtlichen Bewegung» selber.⁴ Zwar war «Russland und der Westen» der Sache nach primär ein Problem der späten Neuzeit; aber die Geschichtsphilosophie des 19. Jahrhunderts, die seine Klärung zum Inhalt russischer Selbstfindung machte, gab ihm zu Recht eine weiter zurückreichende Dimension. Wer die Asymmetrie begreifen will, in der sich das Zarenreich spätestens seit Peter dem Großen sah, muss ihre Voraussetzung zu verstehen suchen und wird nicht umhin können, ihrem vielfachen Gestaltwandel in den nachfolgenden beiden Jahrhunderten besondere Aufmerksamkeit zu schenken. In diesem Sinn fühlt sich die vorliegende Darstellung dem zitierten Motto verpflichtet: dass sich die Geschichte Russlands ganz überwiegend «in Europa» vollzog und das Zarenreich in der Tat mehr und mehr trotz bleibender Besonderheiten zu einer «europäischen Macht» wurde.⁵

Bei alledem zeigt schon ein Blick auf die Landkarte, dass Russland früh auch ein Teil Asiens wurde und eine asiatische Geschichte hatte. Damit hängt zusammen, dass der Staat auf seinem Boden ethnisch alles andere als homogen war. Vielmehr gehörte er bis zu seinem Untergang – und in Gestalt der Sowjetunion letztlich bis zu deren Zusammenbruch – zu den großen Vielvölkerreichen Europas und der Welt. Das wirft die Frage auf, in welchem Maße dieser Tatbestand in einer Darstellung Berücksichtigung finden sollte. Die Antwort hängt, wie immer, von deren Art und Absicht ab. Natürlich gibt es gute Gründe, den imperialen und multinationalen Charakter des Zarenreichs wieder stärker in den Blick zu nehmen, wie das in jüngerer Zeit unter dem Einfluss der Globalgeschichte und transnationaler Forschungsperspektiven geschieht. Nur muss sich jede Darstellung entscheiden; angesichts des begrenzten Raums, der ihr in aller Regel nur zur

Verfügung steht, und weil sie bestimmten Leitperspektiven folgen sollte, kann sie nicht beides tun. Die hier verfolgte Absicht, die Grundlinien und -elemente der russischen Geschichte deutlich zu machen, lässt dabei nur eine Sehweise zu, die vom Zentrum ausgeht. Die Sentenz ist klassisch, dass man das Wesen eines Tausendfüßlers nicht von den Füßen her erfassen kann, so wichtig und kennzeichnend sie auch sein mögen. Das Russische der folgenden russischen Geschichte soll daher zwar nicht eng gesehen werden, sich aber doch auf das ostslavische Siedlungs- und Herrschaftsgebiet beschränken. Dieses war im Wesentlichen identisch mit den Nachfolgestaaten der Kiever Rus' und den früh im Zuge der Entstehung des Moskauer Reiches vereinnahmten Regionen westlich des Ural sowie nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres. Auch hier lebten (und leben bis in die Gegenwart) nichtslavische und nichtchristliche Minderheiten, aber nur in kleinen Enklaven und ohne nennenswerten Einfluss auf die Gesamtstruktur und die zentralen Weichenstellungen der politischen, sozioökonomischen und kulturellen Entwicklung. Man sollte in einer solchen Vorentscheidung keine vorgängige, gleichsam methodische Legitimation großrussischer Hegemonie sehen, sondern im Gegenteil eine angemessene Bescheidung. Wissenschaftlich solide und kompetente Darstellungen der Geschichte der riesigen russischen (und sowjetischen) Peripherie sind allemal überfällig; aber sie passen nicht in den engen Rahmen einer einbändigen Gesamtübersicht der historischen Entwicklung des Zarenreichs und seiner Vorläufer.

Zweck und Umfang müssen auch darüber entscheiden, wie ein solches Werk zu *gliedern* sei. *Epochal* haben sich bestimmte Konventionen herausgebildet, die einiges für sich haben. So gibt es keinen wirklich überzeugenden Grund, das Kiever Reich trotz der Verlagerung seines Machtzentrums nach Zentralrussland (Vladimir) – als Indiz auch der Migration der Bevölkerung – nicht als eigenen chronologischen wie sachlich-inhaltlichen Abschnitt in der Herausbildung russischer Staatlichkeit und Kultur zu betrachten. Auch die tradierten Anfangs- und Enddaten vermögen einzuleuchten. Die Kiever Rus' (I) nahm um die Mitte des 10. Jahrhunderts staatliche Gestalt an und ging definitiv unter, als die mongolischen Eroberer nach den aufstrebenden Städten an der oberen Wolga auch die alte Hauptstadt am Dnepr dem Erdboden gleichmachten (1240). Desgleichen spricht alles für das übliche Verfahren, die Oberherrschaft der «Goldenen Horde» samt deren Zerfall und dem endgültigen Aufstieg des einst unbedeutenden Fürstentums Moskau zum Oberherren über das «ganze russische Land» ebenso als ungefähre Einheit (II) zu betrachten wie die nachfolgende «Moskauer Periode» (III). Allerdings stellt sich bei Letzterer das Problem, wann man das Ende ansetzen soll. Die Krönung Ivans IV. zum ersten russischen Zaren (1547) als äußere Manifestation der Entstehung

eines unabhängigen Gesamtstaates auf russischem Boden markiert sicher einen plausiblen Beginn. Aber wohin die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts gehört, ist im Licht der Befunde der letzten Jahrzehnte fraglich geworden. Der Einbruch westlicher Ideen unter Peter dem Großen war offenbar weniger präzedenzlos und abrupt, als man lange Zeit gemeint hat. Umgekehrt bewahrte das petrinische Reich bei allem Aufbruch viele altrussische Eigenarten. Es gibt also gute Gründe, das 17. Jahrhundert nicht nur als Zenit «Moscowiens», sondern seine letzten Jahrzehnte auch bereits als Periode des Übergangs und beginnender Hinwendung nach Europa zu betrachten.

Ähnliche Probleme bereitet die Abgrenzung der nächsten Großepoche. Sicher ging das Jahrhundert des Reformabsolutismus in Russland mit dem Einmarsch Napoleons definitiv zu Ende (IV). Zugleich spricht aber vieles dafür, dass Alexander I. noch an einigen Absichten seiner frühen Jahre festhielt. Darüber hinaus hatte die Bildungsreform Bestand, wirkten Ideen der Französischen Revolution in der entstehenden Intelligenz nach und stieß selbst das programmatisch autokratische Regime Nikolaus' I. intern mehr Reformen an, als nach außen hin sichtbar wurde. Gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die Entwicklungen in den verschiedenen Bereichen der historischen Wirklichkeit (V) nicht mehr zur Deckung. Dagegen markieren die «Großen Reformen» der 1860er Jahre wiederum eine insgesamt überzeugende Zäsur. Zweifellos schufen sie die Grundlage für eine enorme sozioökonomische und kulturelle Dynamik, die das Zarenreich so nahe an Europa aus russischer Sicht – i. e. den «Westen» jenseits der eigenen Grenzen, vor allem an Deutschland, Frankreich und England, – heranführte wie nie zuvor (VI). In der sog. ersten Russischen Revolution von 1905/06 musste sich schließlich auch die Autokratie als Herrschaftsordnung dieser Entwicklung anpassen und eine faktische konstitutionelle Beschränkung zulassen. Die nachfolgende Verfassungsperiode bildete aber in den anderen Hinsichten keine eigene, klar konturierbare Einheit.

Mithin bestätigt auch die russische Geschichte die Beobachtung, dass Zäsuren meist nur sektoral gelten. Ihre Kongruenz war die Ausnahme (und dient daher meist zur Abgrenzung von Großepochen), der Überhang alter Zustände oder die Vorwegnahme späterer Entwicklungen die Regel. Um so eher haftet Anfangs- und Endpunkten der Makel an, zwar nicht unbegründete, aber letztlich willkürliche Setzungen zu sein. Die vorliegende Darstellung zieht daraus die konservative Konsequenz, es bei den üblichen Herrscherdaten zu belassen. Zwar markieren diese als genaue Daten nur Einschnitte in die politische Ereignisgeschichte. Aber angesichts der enormen Machtfülle des Autokraten und der ausgeprägten Zentralisierung aller Abläufe und Strukturen in seinem Herrschaftsgebiet, hatte der Thronwechsel meist auch erhebliche Konsequenzen für andere Bereiche der histo-

rischen Wirklichkeit. Starke Herrscher – im Guten wie im Schlechten – mit langen Regierungszeiten prägten nicht nur ihre Epochen, sondern hinterließen meist ein Erbe, das weit über sie hinausreichte. Hinzu kommt eine erhebliche Akzeptanz solcher Epochengrenzen, die man durchaus als einen Vorteil von Konventionalität werten kann. In diesem Sinn sind die Eckdaten der Großteile der folgenden Darstellungen als Grobmarkierungen zu verstehen, die zwar auf einen tiefgreifenden Umbruch verweisen, diesen aber nur ungefähr und in mancher Hinsicht symbolisch fixieren.

Solcher Präferenz für die ereignis- und herrschaftsbezogene Chronologie steht der Versuch gegenüber, die innerhalb der Großepochen behandelten Gegenstände *systematisch* zu gliedern. Er muss weitgehend ohne konventionelle Anfangs- und Endmarkierungen auskommen, läuft aber faktisch oft auf eine Korrektur der traditionellen Zäsuren hinaus. Letztlich verbirgt sich dahinter das alte Problem der unterschiedlichen ‹Logiken› der Betrachtungsweisen. Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass *beide* nötig sind. Geschichte hat es *per definitionem* mit zeitlicher Abfolge zu tun; zugleich kann und sollte eine wissenschaftliche Abhandlung nicht darauf verzichten, Phänomene von ‹langer Dauer› – von sozialen Strukturen, staatlicher Organisation und ökonomischen Verfahrensweisen bis zu Mentalitäten und kulturellen Traditionen – sowie gleichsam extern, vom Forschungsdiskurs identifizierte Probleme in den Blick zu nehmen. In vieler Hinsicht werden die Perspektive und Herangehensweise dabei vom jeweiligen Gegenstand vorgegeben; wo politisches Handeln im weiteren Sinn einschließlich gesetzlicher Maßnahmen im Vordergrund steht, ist die zeitliche Bindung evidentermaßen enger als in Bereichen der historischen Wirklichkeit, die sich solcher Intervention weitgehend entziehen und sich als Resultat anderer, in erheblichem Maße unabhängiger Faktoren (z. B. demographischer oder allgemein traditionaler) deutlich langsamer verändern. Es bietet sich daher nachgerade an, Chronologie und Systematik in eben der Weise miteinander zu verbinden, wie es die jeweils betrachteten Phänomene und Segmente nahelegen. Dabei ist es wie in jedem auktorialen Werk natürlich nötig, sie samt der jeweiligen ungefähren epochalen Einschnitte, und sei es nur aus Gründen der Übersichtlichkeit, vorzugeben.

In diesem Sinn soll die vorliegende Darstellung versuchen, die Geschichte Russlands in ihren wesentlichen Entwicklungen und charakteristischen Gestalten bis zum Untergang des Zarenreichs zu beschreiben. Sie tut dies, indem sie sich an folgenden Kerndimensionen der historischen Wirklichkeit orientiert:

- Herrschaft: Politik, Recht, Verwaltung;
- Gesellschaft: soziale Struktur, Korporationen, Schichten;
- Wirtschaft: Landwirtschaft, Manufakturen, Gewerbe, Industrie, Handel;

- Kultur in beiden Bedeutungen des Begriffs: a) der materiellen im Alltag, gemessen hauptsächlich an ›Wohnkomfort‹ und Kleidung, b) der geistigen unter besonderer Berücksichtigung von Bildung, Religion und Kirche, säkularer Denkströmungen und bezeichnender Entwicklungen von Kunst und Ästhetik. Als Leitfaden dient dabei, wie oben skizziert, das Verhältnis zu Europa, allerdings *nicht* im Sinne diplomatischer und sonstiger *auswärtiger* Beziehungen – die aber nicht ausgespart werden sollen –, sondern im Sinne von Ähnlichkeit oder Divergenz von Entwicklungen und Strukturen in den genannten Kernbereichen des historischen Geschehens sowie der Einwirkung zunehmender Nähe auf sie. Er gibt dem, was als konturlose *histoire totale* erscheinen mag, einen Zusammenhang und bildet jenen Standpunkt, der eine solche Synthese (hoffentlich) zu integrieren vermag. Nicht zuletzt die Einbeziehung der materiellen Kultur verdankt sich – über die Berücksichtigung der Aufwertung dieser Dimension in der jüngeren Forschung hinaus⁶ – vor allem dieser Perspektive: zeigt sie doch die Folgen des Kontakts mit dem Westen in besonders anschaulicher Weise. Es war symbolisch, dass Peter der Große seine Bojaren in europäische Kleider steckte, die grundsätzliche Haltung zu Europa noch ein Jahrhundert später an der Kleidung abzulesen war und die europäische Mode sich am Vorabend des Ersten Weltkriegs eigentlich überall durchgesetzt hatte – mit Ausnahme höchstens von Bauern und *meščane* entlegener Regionen.

Im Laufe der Arbeit an dieser Untersuchung hat sich herausgestellt, dass mehr Formalia zu beachten und vereinheitlichen waren als anfangs gedacht. Die wichtigsten seien einfach aufgelistet:

- Die Datierung folgt dem julianischen Kalender, der von 1700 bis 1917 im Zarenreich gültig war und im 18. Jahrhundert elf, im 19. Jahrhundert zwölf und im 20. Jahrhundert dreizehn Tage weniger zählte als der gregorianische. Nur bei Ereignissen (meist außenpolitischer Art), die zugleich die westeuropäische Geschichte betrafen, wird auch das gregorianische Datum angegeben (= n. St.). Dem Usus entsprechend werden Daten aus der vorpetrinischen Zeit, als man die Jahre «seit der Entstehung der Welt» (in byzantinischer Tradition vom 1. September 5509 v. Chr. an) zählte, in den julianischen Kalender umgerechnet.
- Die Bezeichnungen russischer Einrichtungen werden im Regelfall übersetzt; wo dies angezeigt scheint, folgen um der Klarheit willen die Originaltermini in Kursivschrift, z. B. Kreis (*uezd*). Schwer übersetzbare Bezeichnungen werden eingedeutscht (z. B. Bojar, Duma, Zemstvo). Alle wichtigen sind im Glossar zusammengestellt.
- Originalbegriffe werden kursiv gesetzt; daneben dient die Kursivschrift auch zur Hervorhebung des jeweils behandelten Gegenstandes.

- Die Umschrift von Bezeichnungen und Namen folgt der in Deutschland üblichen wissenschaftlichen Transliteration. Dabei entsprechen die wichtigsten Buchstaben ungefähr folgenden Lautwerten:
 - č = tsch
 - š = hartes sch (wie Schuh)
 - ž = weiches sch (wie frz. Journal)
 - šč = schtsch
 - c = z wie Zeche
 - y = ui
 - è = offenes e (wie Messer)
 - z = weiches s (wie Hase)
 - s = scharfes s
 - v = w (wie Waage)
 - ' = Erweichung des vorangehenden Konsonanten

Nur sehr bekannte Namen (v. a. Herrschernamen) und Bezeichnungen werden in der hierzulande üblichen Form wiedergegeben.

- Personen werden bei der ersten Erwähnung mit den Initialen des Vor- und Vatersnamens genannt, danach meist nur noch mit Familiennamen, es sei denn, dass andernfalls Unklarheiten entstehen könnten. Die vollständigen Namen samt Lebensdaten oder Funktions- bzw. Amtsbezeichnung zum Zwecke der richtigen zeitlichen Zuordnung finden sich im Personenregister.
- Nur wörtliche Zitate stehen in Anführungszeichen («...»); die sinn- gemäße Wiedergabe von Zitaten, Paraphrasen und «uneigentliche» Formulierungen stehen in einfachen Anführungszeichen (<...>).
- Die Nachweise in den Anmerkungen werden auf das Nötigste reduziert, die Titel sollen aber noch erkennbar bleiben. Die vollständigen Titel finden sich im Literaturverzeichnis am Ende des Buches. Der Autorenname und die gewählte Kurzform sind kursiv gesetzt.

Erster Teil:
Die Kiever Rus' (9. Jh. bis 1240)

I.

Grundlagen und Prägungen

Jede historische Entwicklung ist ein Sonderweg. Darin liegt ihr Wesen, das Ähnlichkeiten und die Möglichkeit des Vergleichs natürlich nicht ausschließt. Der russischen Geschichte hat man diese Eigenart vor der Gründung und außerhalb der Sowjetunion in besonderem Maße zugesprochen; sie habe eine separate Entwicklung genommen und eigentümliche Erscheinungen und Strukturen hervorgebracht. Auch wenn solchen Deutungen, ausgesprochen oder nicht, in der Regel eine westeuropäische Perspektive zugrunde lag, geben sie Anlass, über charakteristische Entwicklungen und Merkmale nachzudenken. Erster Anwärter dafür war stets und bleibt die offenkundig enge Beziehung zwischen dem Raum der slavischen Besiedlung und ihrer Geschichte. In der Tat liegt es auf der Hand, dass sie nachhaltig von den geographisch-klimatischen Gegebenheiten, der Bodenbeschaffenheit und Vegetation geprägt wurde. Natur determiniert Kultur nicht, aber Letztere entfaltet sich in ihr.

Im Emblem des Bären, der ursprünglich den Norden bezeichnete, ist die allgemeine Vorstellung festgehalten, dass *Klima und Vegetation* Russland und seine Geschichte zutiefst geprägt haben. Als die urslavischen Stämme unter dem Druck der germanischen Völkerwanderung ihre Behausungen an den Flüssen Bug, Dnepr und Pripjat' nach Osten verließen¹, drangen sie naturgemäß in jene Regionen vor, die ihrem Bedürfnis nach Nahrung und Schutz am ehesten entsprachen. Beides bot die Laubwald- und Mischwaldzone zwischen dem mittleren Dnepr, dem Peipus- und Ilmensee sowie dem Gebiet zwischen Wolga und Oka, das den Kern der früh- und hochmittelalterlichen Kiever Rus' bildete. Allerdings tat sie dies nur in begrenztem Maße. Die Krume der Waldböden war dünn und erschöpfte sich schnell (*Podsol*-Böden).² Deshalb trat früh die Notwendigkeit von *Nebengewerben* zutage. Russische Bauern sahen sich in besonderem Maße gezwungen, alles zu nutzen, was ihnen der Wald und die sonstige Natur reichlich zur Verfügung stellten: Holz für Häuser, Geschirr, Holzkohle, Pottasche oder Teer, Lindenbast für Schuhe, Flachs für Garn und Gewebe. Zwischen Wolga und Oka, wohin sich die Besiedlung allmählich verlagerte, tat das Klima ein Übriges. Die Winter waren hier so lang, dass die Feldarbeit ein halbes Jahr oder länger ruhen musste und Zeit genug für nichtlandwirtschaftliche Tätigkeiten ließ. Daraus entwickelten sich in der Moskauer Epoche spezialisierte Gewerbe, die im 19. Jahrhundert, nun auch metallene

und importierte Rohstoffe verarbeitend, in eine dörfliche Heimindustrie übergang (*Kustar*'-Gewerbe von *kust* = Busch). Klima und geringe Ertragsfähigkeit der Böden machten Zentralrussland zu einer exemplarischen Region protoindustriellen bäuerlichen «Hausfleißes».³

Alle anderen Klima- und Vegetationszonen, von denen das riesige Zarenreich später mehr umfasste als alle anderen Staaten der Welt, waren deutlich menschenfeindlicher. Permafrostböden im hohen Norden und im gesamten sibirischen Nordosten, über 40 % der Gesamtfläche, erlaubten gar keine Landwirtschaft; nur Jagd und Tierzucht ermöglichten hier ein Auskommen. Auch in der subarktischen Taiga war die Durchschnittstemperatur noch so niedrig und die Vegetation so dürftig, dass von nennenswertem Ackerbau (und dichter Besiedlung) ebenfalls nicht die Rede sein konnte. Umgekehrt reichten die Wärmegrade in der Steppe des Südens zwar aus, aber von West nach Ost verringerten sich Niederschlag und Feuchtigkeit. Schon im europäischen, vor allem aber im südsibirisch-kasachischen Südosten machte sich die Trockenheit des Kontinentalklimas bemerkbar. Sie trug maßgeblich zu Missernten bei, die Russland deutlich häufiger und (verursacht auch durch andere, nicht naturbedingte Faktoren) noch im 20. Jahrhundert heimsuchten, als Fortschritte der Landwirtschaft sie andernorts schon längst ausgemerzt hatten. Im Übergang zur Steppe aber, westlich der mittleren und unteren Wolga, lagen die fruchtbarsten Böden (Löss). Umso verheerender wirkte sich die Anfälligkeit dieser «Kornkammer» für Wetterkatastrophen aus.

Keiner Begründung bedarf, dass die *Weite* des russischen Territoriums eine zentrale Rolle spielte. Die Urslaven sickerten in eine riesige flache Ebene ein; kein Gebirge, kein Meer bildete eine natürliche Barriere. Es gab zwar ein weit verzweigtes Flussnetz. Aber die großen Ströme markierten keine Grenzen, sondern halfen eher, die enormen Entfernungen zu überwinden; sie förderten die Durchdringung, statt sie zu behindern. Das osteuropäische Tiefland lud von seiner Beschaffenheit her zum endlosen Vormarsch ein. Wenn es in weiten Teilen noch lange Zeit menschenleer blieb, dann ergab sich dies im Wesentlichen aus seiner Größe. Es war eine der entscheidenden und dauerhaftesten Folgen seiner enormen Ausdehnung, dass sich die Bevölkerung zerstreute. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war Russland ein Land äußerst geringer demographischer Dichte. Für den Beginn des 13. Jahrhunderts schätzt man, dass etwa 5–7 Mio. Menschen auf ca. 1,2 Mio. km², mithin 4–6 Einwohnern pro km² lebten; um 1550 dürften es 5,5–6,5 Mio. auf 1,5 Mio. km² gewesen sein, um 1650 etwa 7 Mio., zur Zeit Peters des Großen (1719 auf dem Territorium vom 1646) 13,6 Mio., Ende des 18. Jahrhunderts 23,8 Mio. und am Vorabend der Bauernreform (1858) – in denselben Grenzen – 40,8 Mio.⁴ Bis zum Beginn dieser «Bevölkerungsexplosion», die dem gesamteuropäischen Muster trotz einer ge-

wissen Verzögerung grundsätzlich entsprach, hat Russland nicht unter Landmangel gelitten. Im Gegenteil, es standen immer große Räume zur Verfügung, in die seine Menschen, von Katastrophen oder anderen Umständen getrieben, ausweichen konnten.

Mindestens vier große Siedlungsbewegungen dieser Art lassen sich über die Jahrhunderte unterscheiden:

- Das (nach westlicher Chronologie) früh- und hochmittelalterliche Kiever Russland (Rus') füllte etwa das Dreieck zwischen Karpaten, Peipus- und Ilmensee sowie der Mündung der Oka in die Wolga, schon dies ein Gebiet größer als Mitteleuropa. Dabei verlagerte sich der Siedlungsschwerpunkt seit dem 12. Jahrhundert deutlich nach Norden an die obere Wolga (nach Vladimir und Suzdal').
- Der Mongoleneinfall aus der Tiefe der Steppe durch die «Völkerpforte» zwischen Ural und Kaspischem Meer gab im folgenden Jahrhundert Anlass zur Ausdehnung nach Norden. Slavische Siedler drangen nach Karelien und in die Taiga (noch nicht in die nördliche Eiswüste der Tundra) bis ins Uralbecken vor.
- Mitte des 16. Jahrhunderts begann die große Expansion der nunmehrigen Moskauer Rus' nach Osten. Die Niederwerfung der Khanate von Kazan' und Astrachan' durch Ivan IV. (den «Schrecklichen») machte den Weg nicht nur für erobernde Entdecker frei, sondern auch für Siedler. Sie folgten ihm zunächst in kleinen Gruppen, später (Ende des 19. Jahrhunderts) unter dem wachsenden Bevölkerungsdruck im europäischen Russland aber in großer Zahl. Letztlich ging diese Migration, die Kazachstan einschloss, erst mit der industriellen Erschließung Sibiriens im 20. Jahrhundert zu Ende.
- Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kam auch die Ausdehnung nach Süden zum Halten, als russische Siedler mit der Gründung des neurussischen Generalgouvernements die Küste des Schwarzen Meeres erreichten und auf der Krim das letzte tatarische Khanat niedergedrungen wurde.

Nicht ohne Grund ist das so okkupierte «wilde» Niemandsland (*dikoe pole*) in die russische Folklore eingegangen. Solange es vorhanden war, gab es keinen Zwang, mit wenig Boden auszukommen und herauszuholen, was irgend möglich war. Von Anfang an begünstigte die Weite *Extensität*, nicht Intensität. Aber noch in anderer Hinsicht machte Russlands Geographie Geschichte. Zwar gilt auch hier, dass sich die Ereignisse und Entwicklungen nicht aus den räumlichen Voraussetzungen, unter denen sie sich vollzogen, in annähernd hinreichender Weise ableiten lassen; dennoch schufen solche Umstände manche Prädispositionen und Präferenzen, die nicht wegzudenken sind. So litt die Kiever Rus' von Anfang an unter der Offenheit ihrer Grenze zur Steppe. Immer wieder drangen Reiternomaden ein, zerstörten ihre Städte und bedrohten das Reich. Ein Steppenvolk löste das andere ab, so dass ein permanenter Kleinkrieg herrschte. In dieser Perspek-

tive waren die Mongolen nur die schlimmsten, zahlreichsten und mächtigsten Invasoren, bildeten aber genau besehen keine Gefahr wirklich neuer Art.

Allerdings bot die Weite umgekehrt in späterer Zeit auch Schutz davor, überrascht und überrannt zu werden. Der Hinweis auf die Niederlage Karls XII. von Schweden bei Poltava (1709), Napoleons Feldzug nach Moskau (1812) und Hitlers gescheiterten Blitzkrieg (1941) ist so häufig wie richtig. Der kriegserfahrene und siegesgewohnte König der Schweden war nach dem Polenfeldzug schon geschwächt und der Nachschub ausgeblieben, als er von Peter I. bei Poltava (1709) gestellt wurde. Die *Grande armée* Napoleons fand eine brennende Stadt vor, die ihn zur Umkehr ohne Proviant und Auffrischung zwang. Und Hitlers Wehrmacht wurde – von strategischen Fehlentscheidungen abgesehen – Opfer eines für sie fatalen Zusammenwirkens von großen Entfernungen, Verschleiß an Material und Menschen, früher Kälte und erbittertem Widerstand. Nicht ohne Grund ist Russland nie erobert worden. Seine Niederlagen ereigneten sich an fernen Fronten. Nur ein einziges Mal zogen fremde Truppen (polnische 1610 mitten in den Thronfolgekämpfen nach dem Erlöschen der ersten fürstlich-zarischen Herrscherdynastie) siegreich in Moskau und den Kreml' ein. Die schiere Landmasse und die Unerschöpflichkeit seiner demographischen und sonstigen Ressourcen haben letztlich jeden Gegner in die Flucht geschlagen.

Der ‹Vater› der russischen Geschichtsschreibung, V. O. Ključevskij, hat es gewagt, aus solchen Beobachtungen Grundmerkmale der russischen Geschichte abzuleiten. Seine Kernthesen sind nicht nur wegen ihrer anschaulichen und prägnanten Formulierung klassische Zitate geworden:

(1) Die Slaven entwickelten von Anfang an ein «eigenartiges Verhalten» zum Land. Zu wenig zahlreich, um das riesige Gebiet auch nur annähernd in Besitz nehmen zu können (und, wie man hinzufügen könnte, von der Kargheit des Bodens gezwungen), ließen sie sich nicht eigentlich an einem Ort nieder, sondern zogen «von Ort zu Ort» – «wie Wandervögel», die ihre «alten Brutstätten» verlassen «und neuen zufliegen». So wurde die «Geschichte Russlands» zur «Geschichte eines Landes, das kolonisiert wird.»⁵ Seine Bewohner gründeten Dörfer, die keinen Bestand hatten, und bauten Städte bloß aus Holz. Sie brachten einen hohen Adel hervor, der seine Ländereien nur von der Durchreise kannte und aus der Ferne verwalten ließ. Sie ersparten sich die Lösung sozialer Probleme, weil Ventile vorhanden waren, um deren Sprengkraft abzuleiten. Sie schonten ihre Ressourcen nicht, sondern beuteten sie verschwenderisch aus, weil die Überfülle sie dazu animierte. Zugleich waren solche extensive Strukturen und Verfahrensweisen auch tief verwurzelt und zählebig; sie behinderten die Umstellung auf intensive und pflegliche Nutzung, als sich Wachstumsgrenzen abzeichneten, die auch die Leistungsfähigkeit von Staat und Gesellschaft einschränkten.

(2) Die ostslavischen Ursiedler fanden keine zivilisatorische Hinterlassenschaft vor, aus der sie Gewinn hätten ziehen können. Während die Germanen nach der Völkerwanderung «inmitten von Ruinen sesshaft» wurden, die ihre «aus dem Urwald stammenden Gebräuche und Vorstellungen dem Einfluss einer gewaltigen Kultur unterordneten», kamen die Slaven in eine «unendliche Ebene», deren «Wälder und Sümpfe die Wirtschaftseinrichtung ... äußerst erschwerte» und «unter Nachbarn, ... von denen nichts zu entlehnen war».⁶ So bildhaft vereinfachend die Formulierungen auch sein mögen, an der fundamentalen Bedeutung des antiken Erbes für das Frankenreich, für die Herausbildung des Lehnswesens ebenso wie für sein geistiges Leben, ist nicht zu zweifeln.⁷ Nicht ohne Grund fanden sich die blühendsten Städte noch im hohen Mittelalter südlich des Limes und westlich des Rheins. Ključevskij zieht aus dieser Beobachtung nur den Umkehrschluss: dass die «verhältnismäßige Einfachheit» und die relativ langsame Entwicklung der staatlichen Einrichtungen, der sozialen Verhältnisse und nicht zuletzt der Wirtschaftsverfassung in Russland mit dem Fehlen solcher Voraussetzungen zu tun habe. Wo es «nicht einmal Ruinen» gab⁸, konnte man aus ihren Steinen auch keine neuen Bauten errichten.

(3) Die relative Einfachheit der russischen Zivilisation ging jedoch einher mit erheblicher Flexibilität und autochthoner Gestaltungskraft. Russland bewahrte tradierte Formen bis in Zeiten, in denen sie in Nachbarkulturen bereits verschwunden waren, und bildete sie dabei in eigentümlicher Weise fort.⁹ Dieser Gedanke ist in der Geschichtswissenschaft immer wieder aufgegriffen worden, um die charakteristische Verbindung von Ähnlichkeit und Unterschiedlichkeit der sozioökonomischen Verfassung wie etwa die Langlebigkeit der Dorfgemeinde (*mir, obščina*), des adeligen Dienst-, i. e. Gefolgschaftsethos oder eines bestimmten Kaufmannstypus¹⁰ zu erklären. Genau besehen, verbindet er sich mit einer der prominentesten Interpretationsfiguren der historischen Russlandforschung überhaupt, mit der erwähnten Idee der Rückständigkeit und den Mitteln und Wegen, sie zu beheben. Auch wenn im Umgang mit diesem Konzept angesichts seiner normativen Belastung große Umsicht geboten ist, sollte man die Kernidee, wie sie von der Geschichtsphilosophie und Sozialtheorie des 19. Jahrhunderts in vielen Varianten vorgetragen wurde, nicht von der Hand weisen: dass die russische Kultur andere Voraussetzungen vorfand als die (west)europäische, sich in der Weite des Raumes anders entwickelte, zugleich aber vor allem nach der Mongolenherrschaft zunehmend in den Sog Europas geriet und sich eine «Ungleichzeitigkeit» ergab, die Vor- und Nachteile erzeugte. Wer den Spieß nicht einfach umdrehen und Russland zum Opfer europäischer Anmaßung und Expansionslust erklären will, muss diese Spannung an vorderer Stelle beachten und ihr Interpretationspotential nutzen.¹¹

Über dieses «Extensitätsparadigma» hinaus sind der enormen geographischen Ausdehnung des russischen Reiches noch (mindestens) zwei weitere dauerhafte Wirkungen zugeschrieben worden. Mit bemerkenswerter Zähigkeit hält sich der Gedanke, dass sie die Ausbildung einer *zentralistischen Herrschaftsform* begünstigt hat. Zwar hat sich die seriöse Geschichtswissenschaft dabei (Ključevskij und das 19. Jahrhundert eingeschlossen) bedeckt gehalten, zum einen, weil er zu einem Stereotyp feindseliger Kommentare geronnen ist, zum anderen, weil der Vorwurf des Determinismus allzu nahe liegt. Dennoch ist die Frage nicht verstummt, ob diese Deutungsfigur, die immerhin einen so bedeutenden Denker wie Montesquieu zu ihren Ahnen zählt¹², nicht doch einige zutreffende Elemente enthält. Dabei ist nicht nur die Notwendigkeit zu bedenken, mit einfachsten Kommunikationsmitteln große Räume zu beherrschen und eine Vielfalt regionaler Eigenarten, besonderer Kulturen und Interessen zu integrieren. Auch die Ausdehnung und Offenheit der Grenzen, die keinen natürlichen Schutz boten, mochte eine Disposition für die Ausbildung starker, überregionaler Gewalten geschaffen haben. Sicher führt es in die Irre, die russische Autokratie als Produkt russischer *aziatčina* (Asienartigkeit) und mongolische Hinterlassenschaft zu betrachten. Aber es greift vermutlich auch zu kurz, ihre Wurzeln in der Langlebigkeit des adeligen Gefolgschaftsethos sowie im byzantinischen Erbe und seinem eigentümlichen Verhältnis zwischen Kirche und Staat zu erkennen.

Evident ist schließlich eine elementare Folge der geographischen Lage Russlands: seine Zweiseitigkeit und Brückenfunktion. Russland liegt am Rande Europas und wurde mit der Zeit zunehmend in das Beziehungsgeflecht der europäischen Staaten und die europäische Kultur einbezogen. Die Aufklärung hat es nur oberflächlich berührt, aber die «klassische Moderne» zu Beginn des 20. Jahrhunderts fand in St. Petersburg ebenso eine Heimstatt wie in Paris, Berlin und München. Zugleich war es aufgrund seiner Ausdehnung und Lage nie *nur* ein europäischer Staat oder zumindest kein «normaler». Russland focht an *zwei* Fronten, brachte das «Westlertum» ebenso hervor wie «eurasische» Theorien und expandierte in einer eigenen Art von kontinentalem Kolonialismus nach Asien. Auch wenn sein «Drang nach Osten» geringere kulturelle Rückwirkungen hatte als die Westintegration, blieb die grundsätzliche Doppelgesichtigkeit erhalten. Russland hatte Anteil an *beiden* Welten – und war eben deshalb und aufgrund seiner schieren Größe zugleich eine Welt für sich.

II.

Staatsbildung: Kriegerkaufleute und Fürsten (9. Jh.–979)

Das erste Herrschaftsgebilde auf russischem Boden, dem man staatlichen Charakter attestieren kann, war das sog. Kiever Reich oder – mit dem alten Wort für Russland benannt – die Kiever *Rus'*. Dieser Name sollte nicht als Indiz kleinräumiger Konzentration auf die spätere ukrainische Hauptstadt und ihre Umgebung verstanden werden. Vielmehr umfasste die *Rus'*, obwohl ihr Zentrum bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts in Kiev lag, auch Territorien im Südwesten (Galizien-Wolhynien am oberen Dnestr und Pripjat'), Westen (Polock am Oberlauf der Düna), im Nordosten (Vladimir, Perejaslavl' an der oberen Wolga) und im Norden (Pskov und Novgorod am Peipus- bzw. Ilmensee, s. Karte 1). Schon sie erstreckte sich über ein nach Maßstäben des westeuropäischen Mittelalters riesiges Gebiet. Umso weniger ist es gerechtfertigt, sie – in neu-altem nationalistischem Geist – zum Vorläufer von Staatsbildungen ausschließlich auf ukrainischem Boden zu erklären. Die Kiever *Rus'* umfasste vielmehr alle ostslavischen Stämme, aus denen seit dem hohen Mittelalter (in westlicher Chronologie) die Weißrussen, Kleinrussen (Ruthenen, Ukrainer) und Großrussen hervorgingen. Sie war die Wiege des Moskauer Staates, der die benachbarten Machtgebilde nach und nach aufzog, und der russischen Kultur insgesamt. Ein gemeinsamer Oberherrscher, danach Einzelfürsten, die ihre gemeinsame Abstammung nicht vergaßen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit über eine Vielzahl von Regionen und Fürstentümern hinweg, eine gemeinsame Religion und Kultur, eine gemeinsame Schriftsprache und eine grundsätzlich für alle Gebildeten verständliche gesprochene Sprache sowie mit zunehmender Geschichte das Bewusstsein einer gemeinsamen Vergangenheit – diese und andere Merkmale einer Gesamtidentität gehören zu ihren prägenden Hinterlassenschaften.

Ein genaues Jahr für den Beginn der Geschichte der Kiever *Rus'* lässt sich nicht angeben. Ihre Anfänge verlieren sich, wie das 18. Jahrhundert gern formulierte, im Dunkeln der Vergangenheit. Dennoch gibt es einen ungefähren Zeitpunkt, auf den sich die meisten Darstellungen geeinigt haben, weil die grundlegende, auf weite Strecke einzige Quelle hier einsetzt: um die Mitte des 9. Jahrhunderts. Der berühmten «Chronik der vergangenen Jahre» (oft nach einem ihrer mutmaßlichen Kompilatoren im 11. Jahrhundert als Nestorchronik bezeichnet) lässt sich auch entnehmen, wer um diese Zeit zwischen Ilmensee und Dnepr siedelte. Aus dem Donauraum kommend, hätten sich (Ost)«Slaven» am Dnepr niedergelassen und



Karte 1: Die Kiever Rus', 1054–1237

sich Poljanen genannt. Wiederum andere hießen Drevljanen, «denn sie wohnten in den Wäldern» (nordwestlich von Kiev am Pripjat'). Zwischen Pripjat' und Düna lebten die Polotschanen. Auch am Ilmensee fanden sich Slaven, die sich Slovenen nannten, und das linke Dnepr-Ufer östlich von Kiev war von den Severjanen in Besitz genommen worden. Diese und andere nachweisbare Stämme aus einem ganzen «Völkerkatalog» hatten sich etwa Mitte des 5. Jahrhunderts in Bewegung gesetzt und zwischen dem 7. und dem 10. Jahrhundert in den genannten Räumen niedergelassen. Sie waren in keiner «spektakulären Massenwanderung» nach Osten gezogen, sondern im Schutz großräumiger Machtgebilde (der Goten, Hunnen und Awaren) allmählich vorgedrungen. Im Jahr, für das die Nestorchronik den ersten Eintrag notiert (859), war diese urslavische Besiedlung und Ethnogenese zwar nicht abgeschlossen, aber doch zu einer gewissen Festigkeit geronnen.¹

Für diese frühe Zeit wird man keine hohen Anforderungen an den Begriff des Staates stellen können. Wenn man ihn überhaupt verwenden will, muss die Anerkennung eines zentralen Herrschers, seine Gewalt über ein ungefähr umschriebenes Kernterritorium und die annähernd regularisierte Erhebung von Abgaben, eventuell verbunden mit persönlichen Naturalleistungen (Dienste mit oder ohne Waffen), ausreichen. In diesem Sinn entstand der Kiever Staat in der Tat, wie die berühmte Ursprungs-Legende der Nestorchronik berichtet, als die «Waräger von jenseits des Meeres», i. e. skandinavische Normannen respektive Wikinger, eine dauerhafte Herrschaft über die slavischen und finnischen Stämme im späteren Novgoroder Land errichteten. Dabei ist es letztlich unerheblich, ob sie gemäß der Legende von den Einheimischen gerufen wurden, weil «sich Stamm wider Stamm» erhob, oder ob sie als Krieger mit Handelsinteressen ins Land kamen.² Der vehemente Widerspruch jedoch, der seit dem 18. Jahrhundert gegen die «Normannenthese» erhoben wurde und noch die sowjetische Geschichtswissenschaft inspiriert hat, darf als endgültig widerlegt und Produkt nationalen Wunschdenkens gelten.

Wichtiger sind andere Informationen. Die Waräger kamen offenbar nicht zum ersten Mal in diese Gegend. Sie hatten schon vorher Zins erhoben, waren aber vertrieben worden. Was sie lockte, war der «Handelsweg ... zu den Griechen» über den Ilmensee, den Fluss Lovat', den Schleppweg zur Quelle des Dnepr, diesen abwärts und durchs Schwarze Meer zur größten und reichsten Stadt des damaligen Orients: Konstantinopel. Bezeichnenderweise wird die «Kaiserstadt» in der Fortsetzung der Berufungslegende auch gleich erwähnt. Die von der Chronik erwähnte Einladung annehmend, schickten die Waräger drei Brüder: Rjurik, Sineus und Truvor. Rjurik ließ sich bei den «Slovenen» in Novgorod nieder, seine Brüder bei den anderen Stämmen. Zum Gefolge Rjuriks, der nach dem Tod seiner Brüder, «über alle» herrschte, gehörten zwei «Mannen», Askol'd und Dir, die um Erlaubnis baten, nach Süden fahren zu dürfen, und im offenbar schon bestehenden

Kiev ihr Zelt aufschlugen. Hier sammelten sie «viele Waräger» um sich und zogen nach Konstantinopel. Sie belagerten die Stadt vom Meer aus, wurden aber – als gottlose Heiden – von einem Sturm «zerschmettert» und daran gehindert, sie zu nehmen. Griechische Quellen bezeugen, dass dieser Angriff tatsächlich (am 18. Juni 860) stattgefunden hat. Er brachte den byzantinischen Kaiser, der gerade in Kleinasien Krieg führte, sogar in erhebliche Bedrängnis.³

So darf man den Kern der Gründungserzählung wie folgt verstehen: Normannische Krieger-Kaufleute unternahmen im 9. Jahrhundert auf dem Wasserweg zu den «Griechen» Beutezüge und Expeditionen in die Rus'. Sie wiederholten damit auch in Osteuropa, was sie um diese Zeit zum Schrecken des Karolingerreichs und ganz West- und Südeuropas machte.⁴ Zwar war ihr Fernziel Konstantinopel; aber sie trafen unterwegs auf eine so attraktive Beute, dass sie sich schon hier niederließen. Aus gutem Grund hieß die Rus' in nordischen Quellen «gardariki», «Reich der Burgen». Sie unterwarfen die Bewohner, schlossen vielleicht sogar Schutzverträge mit ihnen, die sie aber brachen, indem sie sich zu Herren aufschwangen und Tribut verlangten. Von Novgorod aus eroberten sie Kiev und alle Völkerschaften im Einzugsbereich dieser befestigten Siedlungen, aus denen Städte wurden. Sie waren hier «Zugewanderte»⁵, die Einheimischen aber Slaven.

Wer die warägisches-wikingische Staatsgründung akzeptiert, gibt damit auch schon eine Antwort auf die lang und intensiv diskutierte Frage nach der Herkunft des Namens «Rus'». Im Kern war sie ebenfalls schon in der Nestorchronik nachzulesen. «Denn diese Waräger nannten sich Rus, gleichwie andere sich Schweden nannten». Was fehlte, war eine nachweisbare Bezeichnung in Skandinavien, die sich in Übereinstimmung mit den bekannten Lautgesetzen in die slavische Form transformiert haben konnte. Schon die ersten «Normannisten» vermuteten sie um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Namen «Ruotsi, Rotsi» (= Ruderer), den die Finnen den Bewohnern des schwedischen Küstengebiets Roslagen gaben. Die Slaven assimilierten «Ruotsi» zu «Ros» oder «Rus'» als Benennung aller Waräger; von denen sich der Name im Maße ihrer Verschmelzung mit den unterworfenen Slaven auf die gesamte Bevölkerung und das Land übertrug. Sprachforscher des 19. Jahrhunderts haben diese namensphilologische Herleitung zu einer weitestgehend akzeptierten Annahme erhärtet. Obwohl die offizielle Sowjetforschung seit Stalin wieder gehalten war, sie zu leugnen, und auch im Westen «phantastische Etymologien» angeboten wurden, darf der gewöhnliche Historiker auch weiterhin von ihrer ungetrübten Plausibilität ausgehen.⁶

Denn für eine solche Herkunft der Herren der Rus' und ihres Namens sprechen auch andere Indizien. Schon 839 tauchten beim Frankenkaiser Ludwig dem Frommen in Ingelheim Angehörige der «Rhos» auf, deren byzantinische Begleiter für sie um Schutz und freies Geleit durch das

Reich baten, da sie daran gehindert seien, auf direktem Weg über den Dnepr in ihre Heimat zurückzukehren. Diese «Rhos» entpuppten sich bei genauerer Nachforschung als «Sveonen», Schweden. Die meisten Namen der mythischen Gründer der Rus' sind skandinavischen Ursprungs: Rjurik entsprach Hrörekr, Truvor – Horvardr, Oleg – Helgi, Igor' – Ingvarr usw.⁷ Eben solche Namen finden sich unter den russischen Unterzeichnern früher Verträge mit dem byzantinischen Reich. Der Schluss liegt nahe und Ausgrabungen bestätigen ihn, dass Normannen zur Gefolgschaft der ersten Kiever Fürsten gehörten. Thietmar von Merseburg notierte «flinke Dänen» unter den Bewohnern Kievs⁸; für Kaiser Konstantin Porphyrogennetos, der den räuberischen nördlichen Nachbarstaat in seinem Traktat über die «Reichsverwaltung» erwähnt, war klar, dass dessen Elite aus Skandinavien gekommen war. Ähnlich unterscheiden arabische Quellen zwischen Herren und Volk und merken zugleich an, dass sich erstere sprachlich an Letzteres assimilierten. Und schließlich passt der Befund ebenso ins Bild, dass die Waräger kaum materielle und kulturelle Spuren in «ihrer» Rus' hinterließen – sie waren eben Freibeuter und Kaufmanns-Krieger, keine Kolonisatoren.⁹

Auch ein Staat im genannten einfachen Sinn brauchte Zeit, um zu entstehen. Man kann die Herrschaft der ersten Waräger auf dem Kiever Thron, anfangs eher mythische Gestalten von gleichsam zunehmender «Geschichtshaltigkeit», als eine solche Inkubationsphase betrachten. Bleibende Leistungen waren dabei: ihren Machtbereich ausgedehnt und konsolidiert, ein reguläres Verfahren der Tributeintreibung eingeführt sowie den Handel mit Byzanz praktiziert und vertraglich fixiert zu haben.

Die Reihe beginnt mit Oleg (Helgi), den die Chronik als Vormund von Igor', dem Sohn des 879 verstorbenen Rjurik bezeichnet.¹⁰ Als gesichert darf die Mitteilung gelten, dass er 881/82 von Novgorod aufbrach, die dortigen Herrscher Askol'd und Dir stürzte, zumal sie nicht zur Sippe Rjuriks gehörten, und Kiev zur Hauptstadt machte. Erst Oleg vereinte damit die beiden wichtigsten Städte in einer Hand und könnte mit guten Gründen als eigentlicher Reichsgründer gelten.¹¹ Dafür spricht auch, dass er weitere ostslavische Stämme (die erwähnten Drevljanen und Severjanen sowie die Radimičen) unterwarf, die bis dahin zum Teil dem mächtigen östlichen Nachbarn, dem Chazarenreich, Tribut zu entrichten hatten. Allerdings leisteten vor allem die Drevljanen anhaltenden Widerstand, dem noch sein Nachfolger Igor' (911–944) zum Opfer fiel. Offenbar töteten sie diesen, weil er einen allzu hohen Tribut forderte, im Übrigen auf eine Weise, die ein byzantinischer Geschichtsschreiber als Beleg für die russisch-heidnische Barbarei festhielt: indem sie ihn zwischen Bäume banden, die ihn zerrissen. Igor's Ehefrau und Nachfolgerin Ol'ga (Helga, 945–962) hat sich dafür bitter gerächt. Das Blutbad von ausgesuchter Grausamkeit, das sie in

sofortiger Reaktion unter den Drevljanen anrichtete, hat deren Auflehnung ein für alle Mal beendet.

In die Herrschaftszeit Olegs und Igor's fielen auch zwei Unternehmungen, die Licht auf einen – vermutlich *den* – Hauptzweck der normannischen Staatsgründung in Kiev werfen – «Heerfahrten» nach Konstantinopel, die in Handelsverträge mündeten.¹² Ein knappes halbes Jahrhundert nach Askol'd und Dir zog Oleg 907 abermals gegen diese Stadt und das ganze Reich zu Felde. Obwohl die Überlieferung nach wie vor legendenhaft bleibt, scheint hinreichend belegt zu sein, dass die «Rhos» erneut heftigen Druck auf den Kaiser auszuüben vermochten. Denn am Ende eines Kampfes, der womöglich keiner war, stand ein förmliches und unzweifelhaft dokumentiertes Abkommen, das den «Rhos» erhebliche Privilegien einräumte. Russische Kaufleute durften in einer Vorstadt von Konstantinopel kostenfreies Quartier beziehen. Sie hatten Anrecht auf einen bestimmten «Monatsvorrat» an Lebensmitteln, freie Saunabäder und Proviant für die Heimreise. Vor allem aber wurde ihnen erlaubt, zollfrei Waren zu importieren und auszuführen. Der Vertrag traf Regelungen für Straftaten, Unglücks- und Todesfälle und anderes mehr. Sicher sollte er nicht als Unterwerfung des Kaisers verstanden werden. Der Kiever Fürst erbrachte eine Gegenleistung, indem er zusagte, die byzantinischen Besitzungen am Nordrand des Schwarzen Meeres zu schützen. Außerdem mussten sich die russischen Kaufleute registrieren lassen und durften nur in Gruppen, d. h. unter Aufsicht, die Stadttore passieren, und überhaupt nur in den sechs Sommermonaten kommen. Aber sie genossen doch einen herausgehobenen Status, der dem einer akkreditierten «Handelsmission»¹³ gleichkam. Sie waren fortan Verbündete, keine Feinde mehr.

Allerdings scheint Byzanz seine Verpflichtungen, die für einen nicht näher bekannten Zeitraum wohl auch Tribute einschlossen, bei aller Gegenleistung des Kiever Fürsten doch als Last empfunden zu haben, so dass es versuchte, sie zu unterlaufen. Dies jedenfalls könnte das Motiv für eine neuerliche «Heerfahrt» gewesen sein, die Olegs Erbe Igor' 941 gegen Konstantinopel unternahm. Nach zweimaliger Niederlage erzwang er 944 einen neuen Handelsvertrag. Zwar reduzierte dieser die Vorrechte der Russen und erwähnte den freien Handel gar nicht mehr. Dennoch beließ er ihnen eine Stellung, die sie weit über andere ausländische Kaufleute der Kaiserstadt hinaushob.

In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts fand auch ein Vorgang statt, der am Anfang einer jeden Staatsbildung steht: Die Kiever Fürsten begannen, sich um regelmäßige Einkünfte für sich und ihre Gefolgschaft zu kümmern. In ihrer einfachsten Form waren dies Tribute der unterworfenen Stämme. Solche Abgaben wurden entweder von denen, die sie zu leisten hatten, nach Kiev gebracht, oder der Herrscher unternahm selbst Rundfahrten, um seine Ansprüche geltend zu machen. Konstantin Porphyro-

gennetos hat diese Form der «Steuer»-Eintreibung, *poljudie* genannt, bei seinen Nachbarn anschaulich beschrieben. Im November brachen die russischen Fürsten mit großem Gefolge auf. Sie bereisten den Winter hindurch alle Völkerschaften ihres Territoriums und kehrten im Frühjahr auf den eisfreien Flüssen nach Kiev zurück. Dort luden sie ihre «Beute» auf Lastschiffe um und fuhren im Konvoi nach Konstantinopel, um sie dort anzubieten. Man darf daraus schließen, dass die Tribute natural geleistet wurden und überwiegend aus jenen wertvollen Naturprodukten, von Pelzen bis zu Bienenwachs, bestanden, die im Ausland begehrt waren. Selten wird die Haupteinnahmequelle des frühen Kiever Reiches, die letztlich auch sein «Ur-Zweck» war, so deutlich, wie in dieser direkten Verbindung von «Steuer»-Erhebung und Handel.¹⁴

Einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Regularisierung der Tribute unternahm die Fürstin Ol'ga. Sie ließ feste Sammelpunkte (*pogosti*) einrichten und fixierte die Höhe der Abgaben. Diese Maßnahme verhinderte allzu hohe Forderungen und Unterschlagungen durch die Gefolgsleute, die sie eintrieben, sicher nicht. Aber sie erschwerte Missbrauch, erhöhte die Kalkulierbarkeit der Tribute auf beiden Seiten und mag auch zur Befriedung der Drevljane und anderer Stämme beigetragen haben, die sich mit der Kiever Oberhoheit nicht ohne weiteres abfinden wollten. Vom Tribut der Drevljane weiß man sogar, dass er geteilt wurde. Ein Drittel blieb dem persönlichen Unterhalt Ol'gas und ihrer Residenz vorbehalten, während zwei Drittel dem Gemeinwesen zuflossen. Manches spricht dafür, in dieser Aussonderung der allgemeinen, nicht unmittelbar herrscherbezogenen Belange ein Indiz für den Beginn der Wahrnehmung einer eigenen Staatlichkeit zu sehen. Die Bedürfnisse der Gesamtheit waren nicht mehr identisch mit denen der Fürstin, sondern bestanden unabhängig von ihnen. Reich und Herrscher traten auseinander.¹⁵

Ol'gas Sohn, Fürst *Svjatoslav* (963–972), ist eine bizarre Gestalt, die in keine der «Erzählungen» über die Kiever Frühgeschichte passt. Weder kam die «Staatsbildung» nennenswert voran, da er sich im Wesentlichen außerhalb seines Reichs aufhielt. Noch kann man ihn zu den Wegbereitern der Christianisierung rechnen, da er sich bewusst zum Heidentum bekannte und jene Entwicklung unterbrach, die mit der (persönlichen) Taufe Ol'gas 959 begonnen hatte. Svjatoslav war ein warägischer Haudegen, der die Politik seiner Vorfahren fortsetzte, allerdings in der neuen Dimension einer ausgreifenden Eroberungspolitik, die nach den räumlichen Maßstäben der Zeit durchaus imperiale Züge besaß. Gern werden die Worte zitiert, die ihm die Chronik in den Mund legt: «Es gefällt mir nicht, in Kiev zu wohnen. Ich will in Perejaslawetz an der Donau leben, denn dort ist der Mittelpunkt meiner Lande, dort fließen alle Güter zusammen: aus Griechenland Gold, feine Gewebe, Wein und mancherlei Früchte; aus dem Tschechenland und dem Ungarland aber Silber und Rosse, aus dem Land der Rus

Felle, Wachs, Honig und Sklaven.»¹⁶ Svjatoslav forderte damit das große Byzanz heraus – und wurde in seine Schranken verwiesen. Hochmut kam vor dem Fall, kein Kiever Herrscher dieser frühen Jahre scheiterte so kläglich wie er.¹⁷

Dabei begann Svjatoslav durchaus erfolgreich. Seine ersten Feldzüge galten 966–967 den östlichen Nachbarn und zielten offenbar darauf, nach dem Dnepr auch den Mittel- und Unterlauf der Wolga unter Kontrolle zu bringen. Er griff das Reich der Bulgaren am Zusammenfluss von Wolga und Kama an, und er attackierte das größte Machtgebilde dieser Region, das Khanat der Chazaren (mit jüdischer Oberschicht und islamischer Bevölkerung), das sich südlich davon zwischen Wolga und Don bis hinunter ans Azovsche Meer erstreckte. Sogar die Osseten und Tscherkessen im kaukasischen Vorland (Nordkaukasus) soll er unterworfen haben. Nur ist wenig davon wirklich verbürgt. Die Entfernungen waren so riesig, dass Zweifel nicht unbegründet sind. Überdies bestand das Bulgarische Reich weiter, während das Chazarenreich zusammenbrach, als die Hauptstadt Itil' an der Mündung der Wolga fiel. Doch dieser Sieg rächte sich bitter – schob er doch den Sperrriegel gegen kriegerische Eindringlinge aus der südsibirisch-asiatischen Steppe beiseite. Erst von nun an besaß die Kiever Rus' im Südosten eine offene Flanke.

Vielleicht vom Erfolg verleitet, wie es dem Klischee entspricht, besetzte Svjatoslav danach byzantinische Territorien am Nordrand des Schwarzen Meeres und forderte einen hohen Tribut als Lösegeld. Dem griechischen Kaiser gelang es jedoch, den lästigen Angreifer nach Westen abzulenken, indem er ihm die Reichtümer seines Erzfeindes auf dem Balkan, Bulgarien, schmackhaft machte. Beiden Kontrahenten dürfte aber klar gewesen sein, dass ein Waffengang nur aufgeschoben, nicht aufgehoben war. Anfangs blieb das Kriegsglück dem Kiever Fürsten treu. Er unterwarf das Bulgarische Reich und nahm seine Hauptstadt. Es nützte dem Kaiser auch nichts, dass er die Geißel der Rus', das nomadische Steppenvolk der Pečenegen, dazu bewog, in Abwesenheit des Herrschers Kiev anzugreifen. Svjatoslav eilte zurück in seine Hauptstadt, schlug die Pečenegen und brach im nächsten Jahr wieder nach Bulgarien auf. Als er dabei erneut auch byzantinisches Gebiet okkupierte, blieb dem neuen Kaiser Johannes Tzimiskes kaum anderes übrig, als zur Gegenwehr überzugehen. Im Frühjahr 971 fiel er in Bulgarien ein, machte alle Eroberungen Svjatoslavs rückgängig und zwang diesen zur Kapitulation. Der Kiever Fürst musste sich verpflichten, Byzanz niemals wieder anzugreifen, Cherson und andere Besitzungen an der Nordküste des Schwarzen Meeres nicht mehr zu behelligen und dem Kaiser im Falle eines Angriffs sogar beizustehen. Ein solches Abkommen war keine Unterwerfungsurkunde, sondern eher Zeugnis eines wiederhergestellten *modus vivendi*, zumal auch die Handelsbeziehungen nicht ernsthaft litten. So passte es denn zu diesem Vertrag, dass nach seinem Abschluss eine Begegnung der

beiden Herrscher stattfand, die Svjatoslav keine Demutsgeste abverlangte, sondern ihn eher als Gleichen anerkannte. Der Bericht, den der byzantinische Chronist Leo Diakonos davon gab, enthält zugleich das genaueste und anschaulichste, dabei gewiss nicht unparteiische Porträt eines Kiever Fürsten dieser Zeit:

Während der Kaiser «hoch zu Roß in goldener Rüstung» am Donauufer stand, kam Svjatoslav «in einem skythischen Boot herangefahren; die Hand am Rudergriff, ruderte er mit der anderen, als wäre er einer von ihnen. So sah er aus: Sein Wuchs hatte das rechte Maß, weder zu groß noch zu klein. Er hatte buschige Augenbrauen, helleuchtende Augen und eine Stumpfnase; das Kinn war glatt, während er an der Oberlippe einen überaus dichten und langen Schnurrbart trug. Sein Kopf war ganz kahl; nur an den beiden Seiten hingen Haarlocken herab, als Zeichen seiner adligen Abstammung. Er hatte einen kräftigen Nacken, eine breite Brust und auch sonst eine schöne, ebenmäßige Gestalt. Dennoch war sein ganzes Wesen finster und deutete auf eine gewisse tierische Grausamkeit hin. An einem Ohr hing ein Ohrring mit zwei Perlen geschmückt, in deren Mitte sich ein Karfunkel befand. Sein weißes Gewand stach von den anderen nur durch seine Sauberkeit ab. Nachdem er kurze Zeit mit dem Kaiser über die Friedensbestimmungen gesprochen hatte, nahm er seinen Platz auf der Ruderbank wieder ein und stieß vom Lande ab. So endete nun der Krieg zwischen den Rhomäern und den Skythen.»¹⁸

Auch ein solcher Recke, Wikinger durch und durch, lebte indes nicht lang. Wie sein Vorgänger hatte Johannes Tzimiskes die Pečenegen mobilisiert. Diese warteten im Frühjahr 972 an den Stromschnellen des Dnepr auf den Heimkehrer, vernichteten sein Heer und erschlugen ihn.

III.

«Taufe Russlands» und Blüte des Reiches (980–1054)

An kriegerischem Geist stand *Vladimir* seinem Vater Svjatoslav nicht nach. Allerdings überzog er seine Kräfte nicht, hing keinen Großmachtträumen nach, provozierte auch das mächtige Byzanz nicht, sondern nutzte die Gunst der Stunde, um sich als Gegenleistung für militärische Hilfe mit dem Kaiser zu verschwägern; dafür willigte er in seine persönliche Taufe und die des Landes ein. Obendrein hatte er das Glück und das Geschick, ungewöhnlich lange zu regieren (980–1015). Dies alles trug ihm nicht nur den Beinamen eines «Heiligen», sondern auch einen Ehrenplatz im nationalen Gedächtnis ein. Mit Vladimir, dem das 19. Jahrhundert in Kiev ein Denkmal hoch am Steilufer des Dnepr errichtete, begann die Geschichte des orthodoxen Russland, die bis 1917 dauerte. Er trennte die Vorgeschichte Russlands von dessen eigentlicher Geschichte.

Dabei befand sich Vladimir beim Tod seines Vaters, als jüngster Sohn mit dem fernen Novgorod abgefunden, durchaus in der schwächsten Position. Zunächst betraf ihn der beginnende Erbfolgekampf auch nicht. Der Erstgeborene Jaropolk, Herrscher in Kiev, geriet in eine Fehde mit seinem nächstjüngeren Bruder Oleg, die diesen das Leben kostete. Daraufhin beschloss Vladimir, der wohl ein ähnliches Schicksal fürchtete, nach Schweden, zu den «Warägern», zu fliehen. Jaropolk setzte einen Statthalter im verwaisten Novgorod ein und machte sich damit zum faktischen Alleinherrscher. Vladimir blieb aber nicht im Exil, sondern heuerte warägische Söldner an. Mit ihnen kehrte er 980 in die Rus' zurück, eroberte Novgorod und zog über Polock an der Düna, wo er den (fremden, nichtjuridischen) Fürsten stürzte, nach Kiev, um Jaropolk herauszufordern. Dieser konnte sich, wohl weil er im Verdacht stand, mit dem Christentum zu sympathisieren, und obendrein verraten wurde, so wenig auf die Stadtbevölkerung und seine Gefolgschaft verlassen, dass er freiwillig in eine außerhalb gelegene Festung floh. Zu Verhandlungen mit Vladimir gezwungen, wurde er auf dessen Geheiß heimtückisch ermordet.¹

Im ersten Jahrzehnt seiner Alleinherrschaft tat Vladimir, was nahelag: die Macht zu konsolidieren, die er sich schwer erkämpft hatte. Er unterwarf die rebellischen Vjatičen am Unterlauf der Oka (981–82) und die westlich von ihnen an der Desna siedelnden Radimičen (984). Im folgenden Jahr wandte er sich gegen das wolgabulgarische Reich, das als einziger Rivale im Osten verblieben war. Auch im Nordwesten seines Territoriums, am Unterlauf des sog. oberen Bug (der in die Weichsel fließt), im Gebiet der

«tscherwenischen Burgen» nördlich von Przemyśl meinte er, eingreifen zu müssen. Hier legte er sich mit dem polnischen König Bolesław Chrobry an, der ihm an Machtbewusstsein und Tatendrang nicht nachstand. Dennoch gelang Vladimir die Rückeroberung dieses Grenzlandes, das eine direkte Verbindung nach Westen, zu den Tschechen und Böhmen, herstellte. Bei alledem zeigte er Klugheit und Umsicht. Statt Krieg gegen die Wolgabulgaren zu führen, schloss er einen Vertrag mit ihnen, der ihm Loyalität und Schutz sicherte. Und er versäumte es auch nicht, die warägischen Söldner, die ihm zum Sieg verholfen hatten, wieder wegzuschicken – zum Kaiser von Byzanz, dem er noch warnend sagen ließ, er solle sie nur grüppchenweise einlassen.

Wenn man annimmt, dass Jaropolk dem Christentum zuneigte, weil er mit einer Griechin verheiratet war, liegt die Erklärung für die Stärkung der angestammten, heidnischen Religion in den ersten Regierungsjahren Vladimirs nahe. Der neue Herrscher entsprach damit den Erwartungen seiner Krieger, die ihn vielleicht deshalb unterstützt hatten. Überdies kam er aus der nördlichen Rus', die am wenigsten Berührung mit Byzanz hatte, und brachte von dort vermutlich auch einen erheblichen Teil seiner Gefolgsleute mit. In jedem Falle ist bezeugt, dass er auf dem Hochplateau, das damals Kievs Zentrum bildete, einen Sakralbereich mit «Götzenbildern» errichten ließ. Dieser war dem Perun, dem Gott des Donners und des Kriegs (einer Art slavischen Donar oder Thor) sowie weiteren Göttern eines naturreligiösen Pantheons, Verkörperungen unter anderem des Lichts (Sonne), des Himmels und der Fruchtbarkeit, gewidmet. Einige dieser Götter wurden vor allem von den unterworfenen Stämmen verehrt, so dass der heidnischen Renaissance wohl auch eine «religionspolitische», integrative Absicht zugrunde lag. Auch Vladimirs Lebenswandel ließ in nichts erkennen, dass er zum Begründer des «heiligen Russland» werden sollte. Er hatte nicht nur seinen Bruder umbringen lassen und seine Macht mit derselben blutigen Waffengewalt errungen wie seine Vorgänger. Darüber hinaus scheint er die bis zur Christianisierung übliche Polygamie nachgerade exzessiv praktiziert zu haben. Auch wenn die gut zwei Jahrhunderte später verfasste Chronik wahrscheinlich übertrieb, um die Sittenlosigkeit des Heidentums in schwärzesten Farben zu malen und die christliche Moralität umso deutlicher hervorzuheben – einen wahren Kern wird man ihrer wortreichen Schilderung wohl doch unterstellen dürfen: «Wolodimer aber war von Begierde zum Weibe besiegt ... Beischläferinnen hatte er 300 in Wyschgorod, 300 in Belgorod und 200 in Berestow ... Und er ward nicht satt der Hurerei; nahm sich Weiber anderer Männer und schändete Jungfrauen. Denn er war ein Weiberfreund wie Salomo. Salomo nämlich hatte, wie es heißt, 700 Frauen und 300 Beischläferinnen.»²

Die «Taufe Russlands» vollzog sich zwar in einem ereignishaften und klar datierbaren symbolischen Vorgang; aber in Wahrheit war sie ein langer

Prozess. Alles deutet darauf hin, dass ein erster Versuch sogar schon im Zusammenhang mit dem Angriff auf Konstantinopel von 860 unternommen und nach 864 eine Kirchenorganisation in der Rus' errichtet wurde. Dies lag in der Konsequenz der damaligen byzantinischen Politik. In Bulgarien hatte sie gerade demonstriert, wie man durch Mission und Export des eigenen, griechisch-orthodoxen Ritus Bündnispartner gewinnen und dem Alleinvertretungsanspruch des lateinisch-römischen Papstes entgegenreten konnte. Diese Anfänge gerieten jedoch völlig in Vergessenheit. Eine neue Welle warägisch-heidnischer Invasion als wahrer Kern der legendenhaften Erzählung von der Ermordung der Kiever Fürsten Askol'd und Dir 882 tilgte jede Spur dieser Ereignisse aus dem historischen Bewusstsein der Rus'. Aber der Gedanke vermag einzuleuchten, dass die intensiven Handelsbeziehungen mit Konstantinopel kulturell-religiöse nach sich zogen. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts sind «russische» Söldner in byzantinischen Diensten bezeugt. Und die Eidesformeln im Vertrag von 944 belegen, dass es unter denen, die ihn beschworen, sowohl Perun anrufende Heiden als auch schon Christen gab, die Gott als Gewährsmann nannten.

So kam denn auch die erste Taufe eines Mitglieds der herrschenden Dynastie, der Fürstin Ol'ga, nicht aus heiterem Himmel. Sie war sowohl durch diese Tradition als auch durch konkrete Verhandlungen vorbereitet. Wann der Akt vollzogen wurde, bei dem die byzantinische Kaiserin selber die Patenschaft übernahm, bleibt unklar. Inzwischen spricht vieles dafür, ihn in die allerersten Jahre ihrer alleinigen Regentschaft nach dem Tod Igor's vorzuverlegen.³ Offenbar hegte Ol'ga diesen Plan schon länger, schob aber den förmlichen Akt zu Lebzeiten ihres heidnischen Mannes auf. Auch dies bestätigt die Annahme, dass heidnische und christliche Überzeugungen über eine längere Phase nebeneinander bestanden. Ol'ga hätte diesen Zustand gern beendet und ihre persönliche Konversion auf das ganze Land übertragen. Doch ihr Sohn Svjatoslav verweigerte dies mit der bezeichnenden Begründung, dass die «Gefolgschaft darüber lachen» werde. Stattdessen setzte er ganz auf die heidnische Religion und legte sich mit Byzanz an. Auch Jaropolk, der wiederum dem Glauben seiner Großmutter zuneigte, wagte es nicht, dies offen zu dokumentieren (obgleich er wohl die Absicht dazu hatte⁴).

Allem Anschein nach bedurfte es weiterer Voraussetzungen, um den entscheidenden Schritt der «Landestaufe» zu vollziehen: einer gefestigten, starken Herrschaft, der Einsicht, dass die Begünstigung des Heidentums ebenfalls in eine Sackgasse führte, weil sie den Christen in der Oberschicht missfiel und die Spannungen nicht zu überwinden vermochte, – sowie nicht zuletzt der Aussicht auf einen unerhörten Lohn. Alle drei Bedingungen waren 988 gegeben. Die Ereignisse sind in mehreren «Legenden» und Quellen unterschiedlicher Herkunft überliefert; daraus lässt sich folgender Hergang als wahrscheinlichste Variante rekonstruieren⁵ Im Sommer 986

erlitt der noch junge und umstrittene byzantinische Kaiser Basileios II. eine Niederlage gegen die Bulgaren. Unzufriedene Gruppen des Hochadels (angeführt vom Thronprätendenten Bardas Phokas) nutzten diese Krise zu Aufständen, die sich über ganz Kleinasien ausbreiteten und den Herrscher in ärgste Bedrängnis brachten. In dieser Situation wandte sich Basileios an Vladimir und bat um Hilfe. Der Kiever Fürst akzeptierte und versprach, sowohl einen Hilfstrupp nach Konstantinopel zu schicken als auch selber den abtrünnigen byzantinischen Vorposten auf der Krim, die Stadt Cherson (Korsún) anzugreifen. Im Gegenzug sagte ihm der Kaiser die Hand seiner Schwester Anna unter der Voraussetzung zu, dass sich Vladimir und sein Land vorher taufen ließen. Dieser Preis, den Basileios zu zahlen bereit war, kam einem unerhörten Prestigegewinn gleich: Ein unbedeutender heidnischer Fürst durfte sich mit dem oströmischen Kaiser verschwägern und eine Anerkennung verbuchen, die eigentlich nur Ebenbürtigen zuteil wurde. Nicht einmal Otto I., der andere, weströmische Kaiser, hatte sie für seinen Sohn erreichen können.

Der Vereinbarung entsprechend ließ sich Vladimir vermutlich Anfang Januar 988 taufen; ihm folgten die «Großen des Reiches», soweit sie nicht schon Christen waren. Im Frühjahr schickte er das versprochene Hilfskorps stromabwärts, das die byzantinische Hauptstadt im Juni erreichte. Parallel kam eine Gesandtschaft mit der Braut nach Kiev. Spätestens Pfingsten fand jene Massentaufe der Bevölkerung im Dnepr statt, die den Teufel, wie die Chronik berichtet, zum jammernden Eingeständnis brachte: «O weh mir, dass ich von hier verjagt werde». ⁶ Danach wurde die Ehe geschlossen. Auch darin erfüllte Vladimir, dem augenscheinlich an der Absprache lag, seine Zusage, dass er im Herbst die Belagerung Chersons begann. Die Stadt fiel im Frühsommer 989 und wurde derart gründlich gebrandschatzt und geplündert, dass sie sich nicht mehr erholte. Auch der Kaiser war dank russischer Unterstützung erfolgreich. Er siegte im Februar und April 989 gleich zweimal über seinen Gegner, der dabei den Tod fand. So war denn die Taufe Russlands nach byzantinischem Ritus – anders, als die Nestorchronik behauptet – sicher nicht das Ergebnis einer durchdachten Wahl. Die Missionsgeschichte der Nestorchronik gehört ins Reich der Legende. Sie mag sich dazu eignen, ein oft beklagtes Laster Russlands apologetisch in seine allerersten Anfänge zu verlegen, um es zu einer Art natürlicher Grundausstattung zu erklären. Gern wird zitiert, wie Vladimir die Ablehnung des Islam, der den Alkoholgenuss verbietet, begründet haben soll: «Den Russen ist das Trinken eine Lust, ohne das können wir nicht sein.» ⁷ Eine andere Antwort – Abgesandten des Papstes gegeben, die er mit den Worten nach Hause schickte, dass seine Vorväter diesen Glauben zurückgewiesen hätten – dürfte sogar einen wahren Kern enthalten; 961 waren Missionare Ottos des Großen bei Svjatoslav auf taube Ohren gestoßen. Und dass die jüdische Religion keinen Anklang fand, weil der Gott

der Juden die Zerstörung ihres Reiches geduldet habe, verweist auf Machterwägungen als Grundlage der religiösen Entscheidung, die ebenfalls zu überzeugen vermögen. Im Übrigen aber hat die christliche Annalistik retrospektiv einen Ursprungsmythos erfunden.

Erst recht stand kein bloßer Zufall oder eine Laune des Fürsten an der Wiege russischer Orthodoxie. Vielmehr markierte die Übernahme des byzantinischen Glaubens das Ende der skizzierten langen Vorgeschichte. Dank der dauerhaften Handelsbeziehungen gehörte auch die Rus', wenngleich am Rande, zum Wirkungsfeld von Konstantinopel als magnetischem Zentrum der damaligen östlichen Welt. Seiner Anziehungskraft entging sie ebenso wenig wie Bulgarien. Kiev war nicht auf Westrom, sondern auf Ostrom ausgerichtet, dessen sechzigste Metropole es wurde. Die Bedeutung dieser Affinität ist kaum zu überschätzen. Sicher hat Vladimir mit seiner Entscheidung Weltgeschichte geschrieben. Als das «Dunkel der Götzenverehrung» zu weichen begann und die «Morgenröte der Frömmigkeit» erschien, wie der Metropolit Ilarion ein halbes Jahrhundert später jubilierte, verband sich das Kiever Reich (anders als Polen, Böhmen und Ungarn an seiner Westgrenze) mit einem Kulturkreis, der seine eigenen Wege ging. Die Kirchenspaltung zwischen Ost- und Westrom 1054 hat diese Trennung noch vertieft und eine Entwicklung befördert, die aus der Konfessionsgrenze eine Kultur- oder doch zumindest eine Binnengrenze innerhalb der europäischen Kultur machte. Zu diesem Effekt trug die Verwendung unterschiedlicher Sprachen ganz wesentlich bei. Die katholisch-weströmische Kirche machte das Lateinische zur *lingua franca*. Ihre Amtssprache war lateinisch, die Sprache des Gottesdienstes war lateinisch, alle kirchlichen Texte und die Werke der Kirchenväter waren in Latein abgefasst. In der orthodox-ostromischen Kirche nahmen zwei Sprachen den Platz des Lateinischen ein: die griechische und die «Kunstsprache» des Kirchenslavischen, das die «Slavenapostel» Kyrill und Method, aus Thessaloniki stammend, bald nach der Mitte des 9. Jahrhunderts auf der Basis des Altbulgarischen mit Schriftzeichen, die vor allem dem Griechischen nachgebildet waren, geschaffen hatten. Diese Sprache wurde von den slavischen Völkerschaften zwar nicht gesprochen, war ihnen aber ohne große Mühen verständlich. Kyrill und Method gaben den Slaven somit eine Schrift, wurden zu Begründern ihrer Literatur und einer Kirchensprache, deren sich die orthodoxen, des Griechischen zumeist nicht mächtigen Slaven bedienten.

Die langfristig gewaltigen Folgewirkungen dieser Tatsache liegen auf der Hand: Auf Lateinisch war (beinahe) die gesamte Gelehrsamkeit der Antike einschließlich der griechischen überliefert, die ja überwiegend von der römischen Kultur übernommen worden war. Dieses immense geistige Erbe, von Platon bis Seneca, von Demosthenes bis Cicero war «heidnisch» und weltlich. Die Verbreitung des Lateinischen erlaubte seine Rezeption; dagegen schloss das Kirchenslavische sie aus. Diese Sprache war theolo-

gischer Literatur vorbehalten, zumal sich Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen im Wesentlichen darauf beschränkten. Es hat lange (bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) gedauert, ehe sich die russische Kultur aus dieser exklusiven Symbiose mit der Orthodoxie löste. Dazu mag auch der Umstand beigetragen haben, dass sich der Vorteil des Kirchenslavischen langfristig als Nachteil entpuppte: Die Nähe zur gesprochenen Sprache brachte es mit sich, dass sie relativ leicht erlernbar war und der Zwang entfiel, zu ihrer Aneignung – dann mit dem Erwerb breiteren und nichttheologischen Wissens verbunden – in großem Stil Klosterschulen und Universitäten zu schaffen.⁸ Andererseits sollte der Anschluss der Rus' an die byzantinische Religion und Kultur nicht mit politischer und ökonomischer Isolation von Westeuropa gleichgesetzt werden. Eher war das Gegenteil der Fall. Die Verbindung mit dem Kaiserhaus gab dem internationalen Ansehen der Kiever Herrscher einen enormen Schub: Ihre Dynastie war nun im Kreis christlicher Könige und Fürsten anerkannt. Ferner weisen Berichte über mehrere Gesandtschaften Roms und die Missionsabsicht des deutschen Bischofs Brun von Querfurt darauf hin, dass der Papst und das Heilige Römische Reich den Versuch noch nicht aufgaben, ihre Religion in Russland zu installieren.

Angesichts der Spaltung der Bevölkerung in Christen und Heiden blieb Widerstand gegen die kollektive Zwangstaufe nicht aus. Es war auch nicht verwunderlich, wo er ausbrach: in den Regionen, die Byzanz am fernsten lagen und die geringsten Beziehungen mit ihm unterhielten, vor allem im Norden und Nordosten des Reiches. In Novgorod kam es sogar zu gewalttätigen Ausschreitungen, als christliche Priester eintrafen und nach Kiever Vorbild die Statuen von Perun und anderer Götter in den Volchov warfen. Gewaltsame Proteste unter der Führung von «Zauberern» (*volchvy*, i. e. heidnischen Priestern) sind auch in Suzdal' bezeugt. Nicht nur hier, sondern erst recht auf dem Lande hielten sich heidnische Bräuche noch lange. Die tatsächliche Christianisierung war kein einmaliger Akt, sondern ein langwieriger Prozess.⁹

Weil Religion Politik war und im gegebenen Fall sogar internationale von größtem Gewicht, konnte der Unwille der Bevölkerung die offizielle Christianisierung aber nicht aufhalten. Was genau Vladimir tat, ist über den Bericht von der Zertrümmerung der Götzenbilder hinaus kaum bekannt. Am verlässlichsten gibt wohl der *Kirchenbau* Auskunft. Demnach begann der neue Glaubenspatron umgehend damit, christliche Gotteshäuser zu errichten. Allein in Kiev entstanden vier; aber auch in anderen Städten sollte weder die sichtbare Präsenz des neuen Glaubens fehlen noch ein Ort, an dem er praktiziert werden konnte. Insgesamt hat man für die Zeit vor 1025 mehr als ein Dutzend neuer Kirchen im Kiever Reich ermittelt; die Zahl erhöhte sich im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte (bis 1240), als der eigentliche Aufbau einer Hierarchie stattfand, auf 2000 Gotteshäu-

ser in den Städten sowie ca. 6000 dörfliche und ca. 20 000–30 000 Privatkapellen.¹⁰ Auch erste Klöster entstanden früh. Die Nestorchronik berichtet unter dem Jahr 1051 über die Gründung des ältesten und einflussreichsten, des berühmten Höhlenklosters von Kiev.¹¹ Von 71 datierbaren Klöstern wurden 7 noch im 10., 18 im 11., 30 im 12. und 16 vor dem Mongoleneinfall im 13. Jahrhundert errichtet. Nicht datierbar sind weitere 56, so dass man die Existenz von mindestens 127, vermutlich sogar ca. 200 Klöstern vor dem Untergang des Kiever Reiches annehmen kann.¹²

Von selbst versteht sich, dass diese Bautätigkeit auch mit dem Aufbau einer *Kirchenverwaltung* zusammenhing. Wie genau diese aussah, bleibt im Dunkeln. Ein griechischer Metropolit wird erst 1039 erwähnt. Es darf jedoch als verbürgt gelten, dass er Vorgänger hatte und dass die Kiever Rus' gleich nach der Taufe als weiterer Kirchenbezirk dem Patriarchen von Konstantinopel unterstellt wurde. Das Reich selbst scheint wiederum in vier größere Sprengel aufgeteilt worden zu sein; neben und unter Kiev avancierten Belgorod (nahe Kiev), Novgorod, wahrscheinlich Černigov und vielleicht auch Polock zu Bischofssitzen. Auch in dieser Hinsicht fand der eigentliche Ausbau in der Folgezeit statt. Im Laufe des 10. Jahrhunderts kamen fünf, danach bis 1240 noch einmal sechs entsprechend einer Gesamtzahl von fünfzehn hinzu.¹³ Unterhalten wurden diese Bistümer aus Schenkungen und (freiwillig gewährten) Anteilen an den fürstlichen Einkünften, unter anderem den Gerichtsgebühren. Denn von der ersten Stunde an war es eine der Hauptaufgaben der Kirche, fixiert schon im entsprechenden Statut Vladimirs, einen Teil der Rechtsprechung zu übernehmen. Die Kirche erlangte nicht nur exklusive Jurisdiktion über ihre eigenen Mitglieder (einschließlich bald zahlreicher Bediensteter), sondern auch über die Bevölkerung. Dabei verdrängte sie die – überall zu den Kernkompetenzen des Herrschers gehörende – fürstliche Gerichtsbarkeit weniger, als dass sie sie ergänzte. Während die Hochgerichtsbarkeit, i. e. Entscheidungen über schwere Vergehen wie Raub, Totschlag, Mord oder Verrat, weiterhin dem Fürsten zustand und er überhaupt oberster Richter blieb, verschaffte sich die Kirche breite Zuständigkeiten für Verstöße gegen Glauben und Moral, von der Hexerei über Ehebruch und «Unzucht» bis zum Kindsmord. Dies lief, bei allen Ausnahmen, auf eine Art *Aufgabenteilung* hinaus: Dem Herrscher oblag es, für die Funktionsfähigkeit der öffentlich-politischen Ordnung zu sorgen, der Kirche war aufgetragen, die Moralität des sozialen Lebens nach ihren Maßstäben zu überwachen.¹⁴

Über die weiteren Taten Vladimirs ist wenig bekannt. Die Chronik übergeht einen großen Abschnitt seiner Regierungszeit ungewöhnlich wortkarg; nur fünf von sechzehn Jahren nach 998 enthalten überhaupt Einträge. Es bleibt der Spekulation überlassen, ob wirklich nichts zu berichten war oder eine Art von Zensur geübt wurde. Der Verdacht würde dann auf seinen Nachfol-

ger Jaroslav (1015/1019–1054) fallen, obwohl dieser das Kiever Reich auf einen politisch-kulturellen Höhepunkt führte, den die zeitgenössischen Quellen feierten und die Nachwelt zum Anlass nahm, ihn mit dem Beinamen «*der Weise*» auszuzeichnen. Denn Jaroslav begann seinen Aufstieg zur alleinigen Regentschaft nicht so, wie er später gern gesehen werden wollte. Er kam nicht als Friedensfürst an die Macht, sondern auf durchaus gewaltsame Weise im Kampf nicht nur mit seinen Brüdern, sondern wohl schon mit seinem Vater.

Vladimir hatte mindestens zwölf Söhne, von denen er die meisten bereits zu Lebzeiten, wie es der warägischen Tradition entsprach, als Statthalter einsetzte. Jeder erhielt ein bestimmtes Gebiet, eine Gefolgschaft und eine Residenz. Dabei blieb offen, wer der Haupteerbe sein sollte; Vladimir benannte keinen Nachfolger. Es ist nicht einmal klar, wer der Erstgeborene war. Jaroslav zog dabei kein schlechtes Los; mit Novgorod fiel ihm die zweitgrößte und -wichtigste Stadt des Reiches zu. Das scheint seinen Ehrgeiz aber nicht befriedigt zu haben; 1014 verweigerte er die Tributzahlung an Kiev. Als Vladimir zur Strafexpedition rüstete, scheute er nicht davor zurück, es ihm nachzutun und warägische Söldner aus «Übersee» zu holen. Allem Anschein nach kam nur Vladimirs baldiger Tod (1015) einem Krieg zwischen Vater und Sohn zuvor.

Auch im Bruderkrieg, der nun einsetzte, dürfte sich Jaroslav kaum weniger skrupellos gezeigt haben als sein Halbbruder Svjatopolk, dem die parteiische Chronik alle Schuld und Bosheit zuschiebt. Dieser mochte tatsächlich der Älteste seiner Generation gewesen sein, wurde aber von Jaroslav nicht als legitimer Erbe anerkannt. Ob an seinen Händen auch, wie die Chronik behauptet, das Blut seiner nachgeborenen Halbbrüder Boris und Gleb klebte, die nachmals heilig gesprochen wurden, weil sie sich weigerten, ihre Hand gegen den Bruder zu erheben, ist durchaus offen. Es gibt auch Quellen, die Jaroslav belasten. In jedem Fall setzte sich dieser eher als Kriegsherr mit eigenen Zielen denn als Rächer gegen Svjatopolk durch. Dabei fiel den warägischen Söldnern abermals eine entscheidende Rolle zu. Svjatopolk konnte zwar zu seinem Schwiegervater, Bolesław von Polen, fliehen und kehrte mit diesem 1018 nach Kiev zurück. Allerdings gab Jaroslav nicht auf, holte frische Truppen aus Novgorod und vertrieb seinen Hauptgegner endgültig. Als dieser 1019 starb, war der Bruderkrieg im Wesentlichen beendet. Zwar blieben noch vier Brüder, von denen einer, Mstislav, nun ebenfalls seine Ansprüche geltend machte. 1024 kam es auch zur Schlacht, die Mstislav gewann. Jaroslav fügte sich jedoch abermals nicht in die Niederlage, forderte seinen Bruder zwei Jahre später erneut heraus und erreichte einen Teilungsvertrag. Obgleich ihm darin Kiev zugesprochen wurde, zog er sich ins sichere Novgorod zurück und regierte von hier aus. Erst Mstislavs Tod 1036 bescherte Jaroslav, ganz ohne Kampf und Gewalt, die alleinige Macht. Nun verlegte

er seine Residenz nach Kiev, wo ihm noch Zeit genug blieb, um an seinem Nachruhm zu arbeiten und als bedeutender Herrscher in die Annalen einzugehen.

Denn allem Anschein nach gehörte Jaroslav nicht zu den Herrschern, die ihre Leistung eher herunterspielten. Dazu hatte er auch keinen Grund. Die Bilanz seiner Herrschaft, bald zum «goldenen Zeitalter» Kievs verklärt, konnte sich sehen lassen. Das Lob gilt in der Regel seiner kulturellen Tätigkeit, die sicher nur auf der Grundlage einer relativ langen Friedenszeit und stabiler Einkünfte als Folge kluger Verwaltung und wirtschaftlicher Prosperität möglich war. Jaroslav ließ die erste Version des «Russischen Rechts» (*Russkaja Pravda*), die sog. «Kurze *Pravda*», als «Handbuch» der fürstlichen Richter erstellen.¹⁵ Dies war notwendig geworden, weil die Rechtsprechung nach mündlich tradiertem Gewohnheit nun nicht mehr ausreichte. Gewiss darf man darin ein Indiz für ein neues Niveau der «inneren Staatsbildung» sehen, an deren Nachweis der marxistischen Geschichtsschreibung so viel lag¹⁶. Zugleich trug die Kodifizierung auch dem Erfordernis Rechnung, Strafen zu fixieren, die mit den neuen christlichen Vorstellungen kompatibel waren und keine heidnischen Verfahren der Urteilsfindung, z. B. Zweikämpfe (die daher trotz ihrer weiten Verbreitung nicht vorkommen), mehr enthielten. Zweifellos markierte schon die «Kurze *Pravda*» wie jedes geschriebene, zentral gesetzte Recht einen Schritt hin zur Vereinheitlichung und Herstellung eines staatlichen Gewaltmonopols. Nichts machte dies augenfälliger als die Ersetzung der Blutrache durch Geldbußen.

Darüber hinaus förderte Jaroslav nicht nur die Kirche als Institution, sondern auch die Theologie als Wissenschaft, soweit beide Begriffe schon angemessen waren. Er «liebte die kirchlichen Einrichtungen», wie die Chronik voller Lob vermerkte, «war höchst wohlwollend zu den Priestern, besonders aber zu den Mönchen. Und eifrig war er bei den Büchern, oft las er sie bei Tage und bei Nacht. Und er sammelte um sich viele Schreiber und ließ aus der griechischen in die slavische Sprache übersetzen. Und sie schrieben viele Bücher ab, durch welche die gläubigen Menschen lernen und sich an der göttlichen Lehre erbauen.» Damit setzte Jaroslav das Werk seines Vaters fort, aber auf neuem Niveau: Dem formalen Akt der Taufe und der Errichtung der kirchlichen Hierarchie folgte das Bemühen um die Ausbreitung christlicher Gelehrsamkeit und die Ausbildung des Klerus als Vermittler des neuen Glaubens. Auch dafür fanden die mönchischen Verfasser der Chronik panegyrische Worte samt einem schönen Bild: «Genau wie jemand die Erde umbricht, der andere aber sät, und wiederum andere ernten ..., so war es auch bei diesem. Denn sein Vater Wladimir hatte das Land aufgebrochen und aufgelockert, das heißt, er hatte durch die Taufe die Erleuchtung gebracht. Dieser nun hat in die Herzen der Gläubigen die Worte der Schrift gesät, und wir ernten, indem wir die Belehrung der Schrift empfangen.»¹⁷

Erst der Sohn wurde daher so etwas wie der Gründervater der russischen Orthodoxie und hätte das Denkmal des 19. Jahrhunderts genauso verdient wie sein Vater. Die Betonung liegt dabei durchaus auf «russisch». Denn möglicherweise hat Jaroslav auch erste Versuche unternommen, der Kirche seines Reiches mehr Eigenständigkeit gegenüber Konstantinopel zu sichern. Dazu trug nicht nur die Übersetzung patristischer Literatur bei, da sie die Abhängigkeit von griechischen Autoritäten verringerte. Das kam vor allem in der Einsetzung der ersten einheimischen hohen Kleriker zum Ausdruck. Ohne Rückfrage beim Patriarchen ernannte Jaroslav 1036 Luka Židjata zum Bischof von Novgorod; 1051 machte er in der Person des Ilarion, dessen Predigten zu den bedeutenden literarischen Zeugnissen dieser Epoche gehören, sogar erstmals einen Russen zum Metropoliten. Allerdings kann man diesen Akt auch als Folge bloßer Kommunikationsprobleme deuten¹⁸ und darauf verweisen, dass Ilarion schon ein Jahr später wieder einem Griechen weichen musste. Byzanz stellte damit seine Entscheidungskompetenz wieder her (um sie bis zum 15. Jahrhundert nicht wieder abzugeben). Dem Befund eines deutlich gesteigerten Selbstbewusstseins widerspricht dies aber nicht.

Nicht zuletzt sicherte sich Jaroslav durch seine *Bautätigkeit* einen festen Platz in der Erinnerung der Nachwelt. Er ließ – vermutlich anstelle einer ersten Holzkonstruktion – jene steinerne Sophienkathedrale errichten, deren Größe und Glanz den Anspruch sichtbar machten, einen Staat und eine Metropole von wachsendem Gewicht würdig zu repräsentieren. Weitere Kirchen in Kiev und anderen Städten folgten, darunter 1045–1050 eine zweite «Sophienkathedrale» in seiner alten Residenz Novgorod, deren Ausmaß analog deutlich machte, wo das nächstbedeutende Zentrum des Reiches lag. Und er gründete Klöster als Keimzellen eines eigenen Klerus und Heimstätte theologischer Gelehrsamkeit vor Ort. Daneben verdankt auch die weltliche Baukunst Jaroslav die ersten Monumente, die dem Verschleiß der Jahrhunderte widerstanden. Gleich zu Beginn seiner Kiever Alleinherrschaft begann er, das Hügelplateau über dem Dnepr zu vergrößern und mit neuen Mauern zu versehen. Als Hauptportal ließ er das berühmte Goldene Tor errichten, das einer weiteren Kirche vorgelagert war und den Zugang zum Herrschaftsbezirk – in anderen Städten Kreml' genannt – eröffnete. Hier waren bald alle Bauten zu finden, die vom Glanz und neuem Selbstbewußtsein des orthodoxen Staates zeugten: die Herrscherresidenz, der Palast des Metropoliten und seine Kathedrale.

Natürlich führte Jaroslav auch äußere Kriege. So zog er 1022 und 1031 gegen Polen, um umstrittene Grenzburgen und -städte zurückzuerobern; zugleich half er dem neuen polnischen König aber mehrfach gegen dessen masowische Feinde. 1036 schlug er die Pečenegen, die – wie andere Völker vor ihnen und nach ihnen – immer wieder aus der Steppe in die südliche Rus' eingefallen waren, endgültig zurück. Einige Male lenkte er sein Heer

gegen die litauischen (heidnischen) Jatvjagen. Und 1043 führte er aus heiterem Himmel – und Gründen, die im Dunkeln bleiben – einen Krieg gegen Byzanz, der die guten Beziehungen aber nicht dauerhaft belastete. Ansonsten aber rührte das «internationale» Prestige, das Kiev in dieser Zeit fraglos genoss, eher von weitreichenden Heiratsverbindungen her. So war Jaroslav selber mit einer schwedischen Prinzessin verheiratet (was die häufigen warägischen Truppen an seinem Hof ebenfalls erklären mag). Seine Tochter Elisabeth wurde einem norwegischen Prinzen anvertraut, der später ebenfalls König wurde. Der deutsche Kaiser Heinrich III. lehnte zwar eine Ehe mit einer weiteren Tochter Jaroslavs, Anna, ab; daraufhin heiratete diese aber, kaum weniger «hoch», den französischen König Heinrich I. Eine dritte Tochter wurde ungarische Königin. Zwei seiner Söhne heirateten in den hohen sächsischen Adel. Ein dritter Sohn schließlich, Vsevolod, verband sich nach dem Vorbild seines Großvaters mit dem byzantinischen Kaiserhaus; er wurde der Ahnherr Vladimir Monomachs und seiner Nachkommen. Manches spricht dafür, dass diese Ehe den eigenen Sehnsüchten Jaroslavs am ehesten entsprach: ließ er sich doch kaiserähnlich im Kreise von zwölf Personen in einem Mosaik der Sophienkathedrale abbilden und in einem Marmorsarkophag beisetzen, der nach byzantinischem Vorbild gearbeitet war.¹⁹

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de